Princeton University Library
32101 067515054

-86
2
43

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

S.F.C.

Hans Himmelhoch

Briefe an ein Weltkind

von

Jakob Schaffner

S. Fiſcher, Verlag, Berlin
1909

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1909 S. Fischer, Verlag, Berlin.

Meiner Frau

(RECAP)
3486
.32
.343

549714

Vorwort

Verehrter Leſer, Sie können dies Buch nicht wohl zur Hand nehmen, ohne daß Sie die Abſicht hätten, ſich damit zu beſchäftigen. In dieſem Fall bin ich Ihnen eine Aufmerkſamkeit ſchuldig: ich muß Ihnen in kurzen Worten ſagen, was es mit dem Buch und mit Ihnen in Bezug darauf für eine Bewandtnis hat. Um von ſeiner äußeren Form zu reden, ſo hat es ſie aus leicht verſtändlichen Gründen in einem Kreis bekommen, deſſen Mittelpunkt eine Frau und deſſen Inhalt das Univerſum iſt. Sie ſtehen ebenfalls innerhalb des Kreiſes. Alle Dinge ſtehen innerhalb des Kreiſes. Der Kreis ſelber iſt imaginär. Er wird Sie genau ſo eng oder ſo weit umſpannen, als Ihr Blick reicht. Ich freilich ſehe keinen Kreis mehr; nur Formen und Möglichkeiten. Auch Sie ſind für mich eine Form und eine Möglichkeit. Vielleicht komme ich mit Ihnen zu einer Geſtaltung. Vielleicht haben Sie ſchon geſtaltet. Vielleicht ſind Sie aber alt und unfruchtbar.

Betrachten Sie mich als einen ideellen Aviatiker und dieſes Buch als meinen Aeroplan, mit dem ich von der Anziehung des Stoffes loskommen will. Meine Not iſt mein Motor. Der Apparat iſt vielleicht noch ſehr unvollkommen, aber ich muß fliegen, verſtehen Sie. Alſo werde ich fliegen. Ich will über den Stoff aller Grade und über die Werte aller Zeiten herrſchen.

Ich verlaſſe Vater und Mutter und hange mir an. Ich kündige feierlich oder im Vorübergehen alle Zugehörigkeiten und Freundſchaften, um an ihrer Stelle Herrſchaften und Organiſationen aufzurichten, in denen ich der Wille und der Sinn bin. Das Univerſum iſt mein Gefühl, und ich bin die Vernunft des Univerſums. Ohne mich iſt nichts für mich: das muß mir doch zu denken geben, nicht wahr! Weil mir das bewußte Sein gefällt, ſo ſinne ich auf ſeine Erhaltung. Ich entdecke mir das Mittel dazu, den Willen zu mir ſelber. Ich bin mit voller Zuſtimmung das Produkt meines Willens. Und mit voller Verantwortung. Ich werde ewig das Produkt meines Willens ſein. Nicht der Verhältniſſe; o nein, nicht der Verhältniſſe! Vielleicht denken Sie, ich ſei irritiert durch die Verhältniſſe; aber Sie irren ſich: die Verhältniſſe ſind irritiert durch mich. Überlegen Sie es ſich nur; Sie werden es ſo finden. Ich bin mein Wille. Ich bin mein Schöpfer. Das Univerſum iſt mein Stoff. Ich bin auch der Schöpfer des Stoffes. Und ich werde eines Tages Ihr Schöpfer ſein. Ich werde Sie einmal in mir geſtalten. Sie ſind nicht ſtärker als ich. Ich bin ſtärker als alles, weil ich freier Wille geworden bin. Wille zu mir ſelber. Der freie Wille iſt unüberwindlich.

Was Sie nun hier von mir ſehen und erfahren, das iſt eine Strecke Weges zu meiner Vollendung im großen Bildner und zum Eingang in die unendliche Wandlung, und dies Buch iſt das Ergebnis meines neueſten

Handſtreiches, in mein höheres Bewußtſein aufzutauchen, und enthält die erſte Unterredung, die ich mit dem Ich hatte, das ich dort fand. Ich veröffentliche ſie, weil ich weiß, daß ich kein Einziger bin meiner Zeit. Ich veröffentliche ſie für jene hoffnungsvollen jungen Menſchen, die ſich unter den ſozialen Knechtſchaften übel befinden, damit ſie erfahren, daß man das kann, Verbindungen abbrechen, Freundſchaften verleugnen, umgeſtalten, ſchalten und walten. Ich gebe keine Wegweiſung; ich gebe nur Beiſpiel. Wie kann ich Wege weiſen; ich kenne meinen eigenen nicht. Ich rede zu den hoffnungsvollen jungen Menſchen, die es heute gibt, daß ſie ſich erdreiſten und ſich zu ihrem Willen ſchlagen, denn er iſt die Gewalt, die ihnen durch die Unendlichkeiten hilft. Aber zum Univerſum ſprechen wir hoffnungsvolle junge Menſchen: „Was biſt du wert, Univerſum, wenn nicht wir dich bilden?“

Um noch ein Wort vom Sozialen zu reden, ſo wiſſen wir, daß man es nicht beſonders zu bedenken braucht, weil ihm am Ende immer alle Früchte in den Schoß fallen, ob es will oder nicht. Und es iſt gut ſo; ein Schoß muß ſein.

Baſel, im September 1909

Jakob Schaffner

Hans Himmelhoch

1.

Liebſte und einzige Frau Hedwig, haſt Du denn nichts gemerkt? Ich ſtreiche ſchon ſeit drei Wochen um Dich herum damit und kann es Dir nicht ſagen. Ich bringe es nicht aus dem Hals. Es iſt ganz gleich, ob Du mich anſiehſt oder ob Du mir den Rücken zukehrſt. Siehſt Du mich an, ſo iſt das an ſich Grund genug; drehſt Du mir aber den Rücken, ſo geht es nicht, weil ich Deine Augen nicht ſehe. Jetzt ſchreibe ich es in einen Brief und ſchicke es Dir mit der Poſt. Du bekommſt es um vier Uhr; das iſt eine ungefährliche Tageszeit, weil dann Dein fremder Gemahl nicht zu Hauſe iſt, wie ich weiß. Aber Du biſt zu Hauſe, denn Du haſt Deine ſchlechten Tage und mußt Dich ruhig halten.

Schönſte Frau, das Lange und Breite von dem Anliegen iſt, daß ich Dich um Urlaub bitte. Ja. Laß mich jetzt weiter auf meinem Weg. Es iſt Frühling, und ich bekomme wieder meine ſchlafloſen Nächte. Wenn ich der Unruhe Gewalt antue, ſo werde ich krank und verliere überhaupt das ganze Spiel. Und dann kann man mit keiner Elle den Schaden meſſen, der daraus kommt. Verſteh mich recht, es iſt nicht, daß ich von Dir weg wollte oder müßte, ſondern ich muß weiter meiner Erfüllung nach, die mir irgendwo zwiſchen die freien Winde gehängt iſt. Aber Dich be-

halte ich, und wenn Du willſt und ich bin Dir etwas wert geworden die Zeit, ſo behältſt Du auch mich. Oder laß Deinen zärtlichen Zimmergarten und komm mit. Hebe Dich auf mit Freuden und fliege mit mir davon. Vertauſche eine offene Welt der Hoffnung und Fruchtbarkeit mit Deinem ſeidenen Schmollwinkel, in dem nichts klingt als Dein Bechſteinflügel, und der von Dir keine Hoffnung weiß, als die auf ein ſchmales, flüchtiges Wiederſehen mit mir. Was iſt aber ein Wiederſehen gegen ein Gewißhaben? Indeſſen Du blickſt wunderlich auf und lächelſt über das Blatt hin, und ich denke an meine Armut und ſchweige ſchon. Es wird doch beim Wiederſehen und bei Deiner weiſen Güte bleiben müſſen.

Doch kannſt Du dieſes nicht weglächeln: ich habe ausgelernt bei Dir und in Deinem vielerfahrenen ſchönen Berlin. Und wenn der Burſch wo ausgelernt hat, ſo geht ſeine Wanderſchaft weiter mit ihm. Weißt Du, wie das iſt? Kennſt Du etwas von der Geſtimmtheit der Wanderſchaft? Nein. Ich will ſie über Dich bringen, ſo verſtehſt Du mich vielleicht ſchneller. Sie beſteht darin, daß der Meiſterſchaft des Lebens die hohen Schulen vorausgehen müſſen, und daß die ihren Betrieb in den großen Städten der Welt haben. Alſo muß der Burſch den großen Städten der Welt nachlaufen. In den großen Städten der Welt gibt

es außerdem hübſche Mädchen, die einen erwarten, fremde Weine, die getrunken werden wollen, und ſeltſame Abenteuer, die man beſtehen muß. Das paßt nicht auf unſern Fall, nein, und die Vorſtellung wird da auch ſchon dunkel. Gleich dahinter rauſcht das Meer auf; daneben reiten die Koſaken vorbei, und ein Vulkan macht ſeinen Rauch darüber. „Ade, Vater. Ade, Mutter!“ „Bleib brav, Bub!“ „Gewiß, Mutter!“ „Halt die Augen offen, Jung!“ „Jawohl, Vater!“ Und: „So Gott will!“ Und: „Auf Wiederſehen!“ Die Mutter weint und das Herz zittert ihr vor der böſen Fremde, in die ihr Bub muß. Dem Buben freilich auch, und er ſteht immer ſo kreuzverkehrt im Auftritt herum: das macht, er will ſeine naſſen Augen nicht merken laſſen, vor der Mutter ungern, und vor dem Vater ſchon gar nicht. Die Uhr ſchlägt noch einmal. Die Ziege meckert im Stall. Der Hund kommt herbei gewedelt und ſpringt am neuen Ränzel hinauf, das der Bub am Rücken hängen hat. „Alſo leb wohl, Fritz. Hier bleibſt, Moppel. Und was ich noch ſagen wollt — Halt's Maul, Hund! Ob du dich kuſchen wirſt, Racker, verdrehter! Na ja, geh jetzt in Gottes Namen, ſonſt vertut mir die Mutter ihr ganzes Augenlicht auf einen Schuß. Und vergiß nicht zu ſchreiben, hörſt du!“

Das iſt der Abſchied in Gottes Namen. Es

wird in jedem Namen Abſchied gemacht. Und ohne triſte Gefühle geht's nie ab, entweder weil's einem ſo gut gefallen hat im Neſt, oder weil's hätte beſſer ſein können. Es gibt auch ſtille Abſchiede ohne Sang und Klang, und es gibt Abſchiede, wobei viel Wahrheit gehört und Reſultat gezogen wird. Nachher kommt jedoch immer die Landſtraße und der gediegene Wandertritt. Die üble Zeit fällt ab und bleibt zurück, weil ſie's nicht weit von den engen Gaſſen machen kann; aber alle guten Stunden kommen mit, und was ſonſt in der freien Wanderſonne den Wert behauptet. Nun iſt auch die Zeit da für die dumpfe Winterſehnſucht, Raum zu gewinnen und die Blume auszubreiten. Von ihrem Licht und Duft angelockt kommen nacheinander die Bejahungen geflogen und die Zuverſichten, und um Mittag läßt man das erſte Lied aufſteigen. Heut lieſt man noch lauter bekannte Ortsnamen; aber morgen abend oder übermorgen Vormittag paſſiert man irgend eine Grenze, und damit beginnt das eigentliche Abenteuer. Jetzt kriegt man die richtigen Wanderaugen und die echten Wanderfüße, und wird einem das Lehrlingsherz gegen ein vollwertiges Handwerksburſchenherz ausgetauſcht. Das könnte man nun dem Vater eigentlich ſchreiben; allein man hat ſchon ſo recht keine Zeit mehr dazu, und genau genommen könnte man's auch nicht ausdrücken.

Und ſo läßt man eine Karte ab: „Heute durch Nürnberg durchgekommen. Gruß. Fritz.“ Das klingt männlich, und ſie werden das Betreffende ſelber merken.

„Servus, Kunde.“

„Servus.“

„Woher des Wegs?“

„Von Dingskirchen.“

„Aha, von Muttern.“

„N — nein.“

Freilich, da ſind immer noch Rückſtände, merkt man. Die propre Kluft und das neue Ränzel. Und der Schnurrbart, der nicht werden will. Man muß die neuen Sachen tüchtig ſtrapazieren, daß ſie ein Anſehen bekommen. Hingegen den Schnauz muß man nach wie vor Gott befehlen.

Alſo das iſt die Saale, und das ſind die Burgen ſtolz und kühn. Es iſt fröhlich. Oder es macht auch ſchwermütig. Es iſt immer auf eine Weiſe ſchön; auch wenn man kein Geld mehr hat und anfangen muß zu fechten. Dann wird es ſogar keck und hochmütig wegen den Gefahren mit den Gendarmen. Man geht jetzt ſchon in der dritten Woche. Nachts ſchläft man unter freiem Himmel: man macht platt. Man hätte ſchon die ſchwere Menge Arbeit haben können, aber man mag natürlich nicht. Der Vater hat auf den

erſten Wurf vierhundert Kilometer gemacht; man will fünfhundert erfahren laſſen.

„Servus Kunde.“

„Servus.“

„Woher des Wegs?“

„Von Dingskirchen.“

„Dingskirchen? Wo liegt das?“

„In Schwaben halt. Bei Ulm.“

„Potz Grünzeug! Auf einen Sprung?“

„Warum nicht?“

Der Thüringer Wald, wie weit liegt er ſchon hinter einem! Und Magdeburg, das der Tilly zuſammengebrannt hat anno — anno — Herrgott, man hat's doch gelernt! Iſt aber egal. Gleich wird das Meer kommen. Das Herz klopft einem, wenn man's bedenkt. Noch zwei Tage. Man will auch darin baden. Und vielleicht fährt man ſtracks nach Schweden hinüber. Zu denken, nach Schweden! Wo der verflixte Guſtav Adolf her iſt, der uns unſer ſchönes Deutſchland mit ſeinen proteſtantiſchen Füßen vertrampelt hat. In Schweden iſt der Vater nicht geweſen. Daneben liegt Rußland. Ob man da durchkommt? Oder man ſchlägt ſich links nach Norwegen, und dann über Kopenhagen und Hamburg nach Holland. Herrgott, iſt die Welt groß! Und ſo verhält es ſich: daß die Welt groß iſt, macht

einen zum Kerl. Viele Worte und Fragen werden unnötig; die braucht man in Zukunft nicht mehr verlauten zu laſſen. Dagegen für manche Dinge muß man bei ſich neue Namen erfinden. Auch ein neues Glaubensbekenntnis macht ſich nötig, weil das alte zu dumm wird; es ſteht nicht ein Wort darin von der großen ſchönen Welt und der edlen Sehnſucht, die einem das Herz ſchwer macht und einen nirgends mehr ruhen läßt. Das iſt doch mehr, als der ganze Katechismus! Daß man die weite Welt Gottes mit ſeinen Herzwänden umſpannen will, mit ſeinen Aderverzweigungen durchdringen, und mit einem tiefen Atemzug auf ſeine Stimmbänder ſetzen und ſie ſingen wie ein Lied: darin liegt doch alles, was man überhaupt kann, alle Beſſerung, alle Kraft, alle Ewigkeit, alle Liebe, alle Traurigkeit und alle Religion. Wandern, das iſt überhaupt Religion. Was heißt denn das: ein Handwerk lernen? Wozu lernt man ein Handwerk? Um eine Abrichtung zu können wie ein Zirkushund. Wenn man ſtirbt, ſo iſt es nichts. Aber die Schönheit der Welt dauert immer, und die Sehnſucht danach dauert immer, und die Religion, die daraus entſteht, iſt ganz dasſelbe, wie die Kraft des Lebens und die ſchwermütige Allmacht Gottes. Daran muß man glauben, denn es hat einen und läßt einen nicht mehr los.

Das heißt, da iſt einer, der reiſt, weil's Brauch iſt. Wahrhaftig, er reiſt, weil's Brauch iſt. Er „macht" von Arbeitsſtelle zu Arbeitsſtelle, von Meiſter zu Meiſter. Iſt das auch ein Ziel, ein Meiſter? Man muß ſich ſehr bedanken für ſolch ein Ziel! England iſt ein Ziel. Italien iſt ein Ziel. Indien, Braſilien, China, das ſind Ziele. Eine Arbeitsſtelle iſt Aufenthalt und Zeitverluſt. Kann man ſich nach einer Arbeitsſtelle ſehnen? Nein. Aber nach den Wundern des Nordlichts, nach den Pyramiden Ägyptens, nach den farbigen Urwäldern des Äquators und nach dem Meeresleuchten der hohen See. Auch nach einer Mondnacht zwiſchen den weißen Gipfeln des Himalaja. Laß ſehen, was gibt es ſonſt noch für Sehnſüchte für eine Wanderſchaft? Eine ſchöne Tſcherkeſſin. Einen uralten und urweiſen Brahminen. Ein japaniſches Leichenbegängnis, eine peruaniſche Tempelſtadt zwiſchen den Vulkanen Amerikas, eine ruſſiſche Hochzeit, den Schrei des Schakals am Euphrat, das tiefe Brauſen der ewigen Stille am Südpol, und am Ende wird die eigene Heimat zu einer Sehnſucht: aber wenn man ſich dort befindet, ſo iſt es keine mehr. Die Eltern werden eine Sehnſucht, wenn ſie geſtorben ſind. Und nach ſeiner Jugend wird man ſich ſehnen, wenn ſie vorbei iſt. Dann fängt man außerdem an und ſpürt die Sehnſucht nach der Er=

löſung und Ausfahrt, die einem der Tod eröffnen ſoll. Da gehen erſt die Fernen und Weiten auf, und ein ganz neues Wandern hebt an, davon das vorige nur ein Schülerſpiel hinterm Haus geweſen iſt. Man hat vielleicht Kinder hinterlaſſen in den Armenhäuſern der Zeitlichkeit; jedoch davon treibt es einen fort. Man verſteht auf einmal das Sterben ſeiner Eltern, und auch ihr Alter geht einem auf mit allen Abgewendetheiten. Aber heiliger Gott, wie wandert man jetzt! Und was für Sehnſüchte fühlt man!

„Halloh, ſei gegrüßt!“

„Du auch! Du auch!“

„Woher des Wegs?“

„Aus der vorigen Gebundenheit.“

„Biſt noch gebunden. Wohin willſt du?“

„Dem Dreiklang nach. Hörſt du ihn nicht?“

„Freilich hör ich ihn. Aber du kannſt ihm nicht nach; er iſt überall.“

„Was heißt das? Irgendwo muß er doch ausgehen!“

„Verſuch's immerhin. Haſt ja Zeit. Ich bin ſchon rund herum. Will jetzt unterm Regenbogen durch. Auf Wiederſehen!“

„He! Wart noch ein bißchen! Weg iſt er. Dem Regenbogen will er nach. Das iſt doch ein Kinderſtück. Indeſſen was den Dreiklang betrifft, ſo kommt

es wahrſcheinlich darauf an, daß man nicht rund geht. Ich will gehen, wie die Blitze gehen."

Der Weg unter mir lacht. Der Weg tanzt. Der Weg brüllt. Haſt Du noch keinen Weg brüllen hören? Wie der Löwe vor dem Sprung brüllt er. Und er duftet wie eine Braut. Berge gehen an beiden Seiten betend mit. Und die Fernen wälzen ſich gewaltig voraus. Hinten donnern die Erfüllungen, durch die man gekommen iſt, und die Vergangenheiten, die man verabſchiedet hat. Ich ſage zu ihnen: „Ich kenne euch nicht, ihr Geehrten! Wer ſeid ihr? Wer ſeid ihr?" Da ſind ſie auch ſchon wieder in meine Sehnſucht eingegangen. Sehnſucht vor mir. Sehnſucht hinter mir. Und über mir ſingen meine heiligen Lerchen und wiſſen, daß ich es nicht ertragen kann. Weiter! Vorwärts!

„Halloh! Sei gegrüßt!"

„Du auch! Du auch!"

„Woher des Wegs?"

„Aus der letzten Erlöſung."

„Das kannſt du nicht wiſſen. Wohin willſt du?"

„Zur nächſten Gebundenheit. Wo empfang ich ſie?"

„Sie empfängt dich und du merkſt es nicht. Erſt nachher. Erſt nachher. Deine Erfüllungen donnern dir nach."

„Deine donnern auch. Haſt du deinen Regenbogen ereilt?"

„Nein. Es kamen Düfte. Jetzt treib ich dem Gefühl nach. Da iſt's wieder. Auf Wiederſehen!“

Meine Sehnſucht wächſt. Meine Sehnſucht ſteigt auf um mich her, wie der Dampf des Frühlings, und ich fahre darein mit allen Hochgewittern der Elemente. Da löſt ſich der wilde Sommerernſt des Gottes über mir in ein Lächeln des Vorübergangs, und die Glocken des Herbſtes umläuten mich. Ich weiß, ich habe wieder ein Weltenalter durchmeſſen. Ha, meine Sehnſucht wächſt mit Bewußtſein zur Unendlichkeit. Aus meiner Wanderſchaft blüht Weltbedeutuug auf wie Abendrot aus der Knoſpe des vollbrachten Tages.

Nein, kein Ende! Kein Ende!

Liebſte Frau, gib mir Urlaub. Laß mich ziehen. Du haſt Flügel; Du verſäumſt nichts. Ich habe nur Füße und muß mich dazu halten, ſolang der Tag währt. Fliegſt Du mir voraus? Werde ich Deine Schwingen rauſchen hören über dem verdunkelten Wald in der Niederung? Und erwarteſt Du mich dann auf dem hellen Hügel?

2.

Liebſte Hedwig, das hat natürlich ſeine Richtigkeit: ich muß Dir aus meiner Welt und Wanderſchaft

heraus Briefe ſchreiben, in denen alles zu leſen iſt, was ich erlebe, erleben ſehe, treibe und meine, und darin unſere Liebe wie ein Bäumchen ſteht und weiter grünt und Zweige treibt. Das iſt nichts Beſonderes und geſchieht jeden Tag vieltauſendmal, Gott ſei Dank, hier und in Portugal und in Japan und auch in Amerika. Das Beſondere iſt, daß ich Dir die Briefe nicht direkt durch den Briefträger in die ſublime Hand darf legen laſſen — denn das geht nicht, ich ſehe es ein —, und daß Du ſie auch nicht, was doch zu machen wäre, unter Chiffre von der Poſt abholen willſt, ſondern daß ſie Dir öffentlich am hellen Tag mit dem literariſchen Viererzug unter die Fenſter fahren müſſen. Du willſt es ſo, alſo muß ich, wie ich immer muß, wenn Du willſt: was von der beſonderen Art Deines Willens herkommt, wie Du wahrſcheinlich ſelber weißt. Dein Wille poltert nicht. Er klirrt nicht mit Ketten. Er blitzt auch nicht aus ſchwarzen Wolken hervor. Er ſteigt klar und golden aus dem blauen See Deines Weſens, auf dem ſeit einem Jahr mein Kahn treibt, in unſre köſtliche Morgenfrühe herauf, und iſt dann einfach da. Und dann muß ich. Doch gibt das kein bitteres, beſchämtes Müſſen: es gibt ein Müſſen mit Liebe und mit Religion, ein Müſſendürfen, und ich bete und ſinge dabei. Das iſt der Unterſchied: wenn ich mir

ſelber etwas aufgebe, dazu ſchimpfe ich und ſchnaube, bis es durchgebracht iſt, und manchmal weine ich vor Ärger und Beſchwerde. Wo kommt das her? Willſt Du da nicht einmal Deine Augen drüber gehen laſſen? Deine dunklen, erfahrenen Augen, von denen mein Freund ſagt, daß Jeruſalem darin traure. Das Wort fand nicht Deinen Beifall, als ich Dir's heimbrachte, aber ich greife darauf zurück, weil's ſo ſchön iſt. Und ſo wahr. Ich glaube, darum willſt Du's auch nicht zugeben. Liebſte Frau, wir haben alle ein Jeruſalem verloren, ſo oder ſo, und ſind alle in der Fremde und Gefangenſchaft, bloß die meiſten merken es nicht, und viele ſpüren es bloß, wenn es ihnen politiſch kommt. Aber Du weißt es. Du haſt ringsum allen Beſcheid eingeholt. Und nun klagen Deine Augen, weil der Mund ſchweigt. Das iſt's. Und darum packt und ergreift es uns, wenn Du uns anſiehſt, weil wir dann ebenfalls Beſcheid wiſſen. Sei nicht hochmütig. Schicke uns nicht weg mit unſerm Mitleid; wir verdienen es nicht, denn wir ſind ehrliche Jungen. Du biſt eine große Frau mit einem ſtattlichen Leid. Gut. Wir können Dir nicht helfen. Ach leider. Jedoch wir können Dich hie und da ein bißchen lachen machen. Lachen macht ſchön. Ich habe nicht gemerkt, daß Du nicht gerne ſchön biſt. Nun alſo!

Da fällt mir eben eine Geſchichte ein mit einem kleinen Schweizer, die ſich vor einigen Wochen hier begeben hat. Steigt eines Tages im Hotel Germania am Hafen ein Kerlchen ab und heiſcht ein Zimmer. Hat ein rundes Hütchen auf den Locken ſitzen, ſteht mit nackten Füßen in gelben Halbſchuhen und ſieht im Ganzen ein bißchen dämmerig aus. Übrigens kommt es von Baſel. Was ein geweckter Wirt iſt, hat mit drei Blicken die Perſonalien einer Kreatur heraus; der Wirt der Germania wittert außerdem ſogleich das Frettchen. Aber mein kleiner Landsmann bewegt ſich ſtill und freundlich auf ſeinen Gleiſen, einen Tag, zwei Tage, drei Tage, und gibt lauter zutrauliche Zeichen von ſich. Eines Abends fragt er den Oberkellner, wo man ſich denn nun in Kopenhagen ſo amüſieren könne. Hier ſei Geld, ſagt er, und zeigt ein Bündelchen Hundertfrankenſcheine. Der Oberkellner erwidert ſo und ſo, und vor allem ſei der Zirkus Varietee in Tivoli zu beehren. Daneben kommt zu Licht, daß der Vater des Kerlchens Bankbote iſt, und nun hat der Wirt natürlich die Suppe heiß im Teller. Er telephoniert ſofort die Polizei an; allein die Polizei beſcheidet, von ihr ſei kein Schweizer geſucht. Na, dann nicht, denkt der Wirt. Aber nach zwei Stunden, rrr, klingelt's. Die Polizei. Man habe aus der Schweiz telegraphiert. Und ob

der kleine Basler noch da sei? Ja, das heiße, momentan sitze er im Zirkus. Wie er aussehe? Und er sei also seinem Vater mit zweitausend Franken Bargeld durch.

Jetzt dauert das keine halbe Stunde mehr, so hat ein Geheimpolizist im Zirkus das runde Hütchen zwischen den Kugelgießern der Kopenhagener ausgefunden. In der Pause im Foyer kommen die beiden an einen Tisch zu sitzen, und gleich ist auch die Unterhaltung da, in deutschen Mutterlauten natürlich. Der kleine Basler freut sich wie ein König, daß er eine offene Seele getroffen hat, und wie der Geheime sagt, sie wollten diesen Abend beisammen bleiben, ist er Vater und Sohn für den Vorschlag. Da, mitten in den Evangelien, klopft ihm der Geheime auf die Schulter: „Nun sage mal, mein Junge, wieviel hast du eigentlich noch von den zweitausend Franken?" Das Kerlchen, wie von unten mit der Nadel gestochen, strackt auf seinem Stuhl steil in die Höhe. „Fünfzehnhundert." Und dann lächelt es: Herrgott, ist es jetzt erschrocken!

Hoffentlich lächelst Du nun auch, verehrte gnädige Frau. Weißt Du, wie Du das so machst: ich meine, ich stehe dabei und sehe Dir zu, mit verhaltenem Atem, ob Du auch keine Station des leuchtenden Vorganges vergißt oder unterdrückst. Gesegnet sei

die Freude! Und geſegnet und gebenedeit ſei das gewiſſe und geheimnisvolle ſiebenfache Spektrallicht, das Dir ſo wundertätig aus den Augen bricht, wenn Du Dich freuſt. Und jenes andere Merkzeichen Deines reifen Frauentums, das Deine Schläfe mit Fröhlichkeit ziert. Weißt Du unſern ſchönſten Sonntag? Den wir mit Palmen ſchmücken. Du ſchmückſt den Feiertag Deiner Schläfe mit Palmen, wenn Du lachſt. Leider ſind dabei Hinterhalte; Du wirſt böſe, wenn man ſie küßt. Liebe ſüße Frau, junge Mädchen haben keine Fältchen. Junge Mädchen ſind auch juſt ſo genießbar wie ungekochter Grünkohl. Und dabei ſind ſie Inſekten, die den Mann mit ihren Idealen und Platonigkeiten übel beſchwärmen und peinigen. Siehe, ſie ſtürzen ſich auf ihr Opfer mit der Gier jener dünnleibigen, ewig hungrigen ſommerlichen Waldrandſchnerzen, die im Zwielicht Geheimniſſe umlauern und Wege belagern. Das haſt Du nicht nötig, denn zu Dir wallfahren wir in Andacht, der Freund und der Bruder und des Bruders Freund. Jetzt lächelſt Du wieder. Ich weiß zwar auch, warum, und es iſt nicht hübſch von Dir; aber ſieh doch ſchnell in den Spiegel, was für ein Lächeln das iſt! Das junge Mädchen lächelt ſo bah! bah! glatt und eben mit einem leeren Geſicht in den Tag hinein. Laß alle jungen Mädchen zuſammenſtehen und auf einen Schlag

lächeln: was bedeutet es? Aber laß weit hinten in China eine einzige Frau lächeln, ſo lächeln alle Geheimniſſe und Wiſſenſchaften des Lebens mit. Wenn Du in unſern königlichen Augenblicken mit Deinem genußfrohen Mund zu mir ſagteſt: „Hans, ſüßer, guter Hans Himmelhoch!“ und ſtreicheltеſt mich mit Deinen ruhigen, vornehmen Händen, und hätteſt dazugeſetzt: „Bring dich um, Hans Himmelhoch, ich will dein Blut ſehen und deine Liebe darin!“ und hätteſt mir Deinen Willen gezeigt: ich hätte es getan, ſo wahr Du mein Morgen- und Abendgebet biſt, und mein Glaube dazu, ſofort, fröhlich und mit Schwung. Für ein Mädchen ohrfeigt man ſich höchſtens mit einem andern, und beult ſich dann gelaſſen den Hut wieder aus: es iſt nichts anders geworden. Ein Mädchen kann auch einen Mann nicht größer machen oder in einen höheren Stand erheben. Mag es ihn loben, mag es ihn bewundern, er iſt, wer er iſt, weil es nicht darauf ankommt, was ein Mädchen meint. Aber eine Frau vermag alles. Ich nehme zweier Männer Raum ein, ſoviel Dank und Stolz iſt in mir, weil Du mich geachtet haſt. Ich bin mutig. Ich fürchte nichts mehr, keinen Kellner und keinen Schutzmann, weder Herren noch Damen. Finde ich auch nicht immer gleich das ſchmetternde Wort, ſo bin ich doch frech und frage den Teufel danach,

ob ich jemand recht oder unrecht tue. Soviel Manns ist in mir.

Du hast mich in Deiner Equipage zur Bahn gebracht. Wir sagten zueinander: „Gepfiffen sei auf die Menschen heute!“ und fuhren einfach. Unterwegs begegnete uns der Kaiser mit seiner Frau in all seiner Herrlichkeit und Macht. Wir grüßten uns, das heißt, ich grüßte zuerst und er dankte, ich zog meinen Hut und er griff an seinen Helm. Und beide sahen Dich an, der Kaiser und seine Frau. Und Du sagtest — weißt Du noch, was Du sagtest? Wahrscheinlich willst Du's hinterher wegstreiten, wie alles Liebe und Freudige, was Du aufbringst. Du sagtest, seit Du von Hans Himmelhoch wissest, könne Dir der Kaiser auf keine Weise mehr imponieren. Und nach einer kleinen Weile fügtest Du noch hinzu: außerdem stehe fest und gewiß, daß König Himmelhochs Königin hundertmal schöner sei als des Kaisers Kaiserin. Ich habe Dir auf offener Straße die Finger geküßt, und Du hast mir's nicht verwiesen, Du wußtest wohl, warum. Und so voll Stolz und Dank drückte ich Dir vor dem Bahnhof an der Equipage zum letztenmal die Hand und gab Dir von der Treppe den letzten Blick. Die Füchse zogen an, und Du fuhrst davon.

Gleich darauf wurde es Nacht. Ich saß allein

in einem Abteil zweiter Klaſſe. Über meinem Kopf an der Wagendecke glühte ein Licht. Es glühte immer an derſelben Stelle und auf dieſelbe Weiſe, ohne eine Sekunde auszuſetzen und Atem zu holen. Man konnte es gar nicht begreifen. Es war wie ein ſtieres inneres Auge, das eine geheime Untat bewacht und ſich darüber nicht ſchließen kann.

Unter mir rollte es eiſern im Raum. Es rollte fort und fort in geſetzmäßiger Schnelle. War es Sternenſchnelle? Wie hoch ſtand der Raum drüber? Fünfzigtauſend Meilen? Millionen Meilen? Und fuhr ich nicht ſelber auf einem Stern? Auf einem dunklen Stern? Oder hielt ich ſtill, und der Stern ſauſte unter mir durch? Es war richtig, das hatte man noch nicht erfunden: die Umſchaltung der Schwerkraft. Die alte, tolle Erde allein raſen zu laſſen und ſich die Sache von oben zu beſehen. Und dann einen kleinen Willensakt, und man ſchwang und wirbelte wieder mit. Wahrſcheinlich würde der Übergang jedesmal von einer Art Seekrankheit mit Schwindel und Erbrechen begleitet ſein. Aber es iſt das Wahre: man ſoll den Raum und was darin vorgeht aſtronomiſch auffaſſen; das macht groß und entſchloſſen. Und das Leben chemiſch und elektriſch. Weg mit der Moral! Und es iſt alles vorzüglich! Ich ſtelle mich auf einen Katheder oder auf eine Kanzel

und ſage: „Das Leben iſt ſozuſagen —! Es hätte gewiſſermaßen —! Es ſollte unter Umſtänden —!“ Was iſt das? Zum Teufel, nein, ihr ſollt rumoren und euch rühren, damit man ſehen kann, was es darſtellt, das Leben. Kein Friede! Laßt Ströme Blutes fließen! Staut es auf zu Seen und Meeren! Fiſcht darin mit klugen, ſtählernen Angeln! Fahrt darauf mit euren ſelbſtherrlichen Schiffen gegen alle Winde! Kümmert euch nicht darum, daß eure Schrauben von Blut triefen; ſeid da ganz ruhig: es wird euch nie vergeben. Tobt und ſündigt gegen das Leben, das macht hundertmal weiſer und tüchtiger, als wenn ihr's unter Glas ſetzt und euch betrachtenderweiſe die Naſen an den Scheiben plattdrückt. Elſtern über die Philoſophie! Es lebe die Religion! Es lebe der Totſchlag! Es lebe der Raub! Es lebe die Buße! Gefühl des Ungeheuren, ſei mir gegrüßt!

Ach Gott, du, der Teufel wird dich doch endlich holen! Apropos, wer biſt du eigentlich? Wo kommſt du her? Wem gehörſt du? Laß mal deine reſpektiven Ausweiſe ſehen! In Ewigkeit, Amen. Gut. Fertig. Aber ich werde jetzt wahrſcheinlich gleich losheulen. Oder auch nieſen. Meine Augen ſtehen gegeneinander im Waſſer wie zwei glänzende ſchwarze Flundern. Hedwig, Krone des Daſeins! Haſt Du geſehen, Hedwig, da huſchte wieder ſo eine dunkle

Stationseule am Fenſter vorbei. Der Herr blende ihr die Augen! Doch ich weiß, wo wir ſind. Vierzig Kilometer von Berlin, Hedwig! Vierzigtauſend Meter. Kannſt Du Dir das ausdenken? Und ſonſt waren es nur zwanzig Minuten von Deiner Reſidenz bis zu mir. Oder im Theater hundert Meter von Deiner Loge bis zu meinem Parkett. Was hilft mir jetzt das ganze ſchöne Opernglas, das Du mir geſchenkt haſt? Ach Hedwig, dieſes Ziehen, dies vermaledeite Langzwirnen und Dünnziehen des Lebensfadens! Herz — Schmerz: Kunſt, zu ſagen! Aber wenn das arme Ding im Eiſen zuckt und hüpft und ſchreit, ſo nennſt Du alle Deine vergangenen guten Tage Lauſejungen, und den künftigen legſt Du Gift und Selbſtſchüſſe, daß ſie krepieren ſollen, wie ſie ankommen. Stürzt man nun auf und zieht die Notleine? Oder ſpringt man aus dem Zug? Oder ſteigt man in ſeiner ſchmerzlichen Verrücktheit aus dem Fenſter und klettert aufs Wagendach?

Wie die Lichter der Bauerndörfer ſachte an der Berglehne hinſchweben! Dort iſt Maß und Ordnung. Dort kennt man keine Reiſenot und Abſchiedsliebeswehen. Ruhe! Genügen! Man ſitzt idylliſch um den viereckigen Tiſch und ißt Kartoffeln mit Heringsſalat. Uud in den Tiſchfugen glänzt im Lampenlicht die ſchwarze Fliegenmahlzeit, die mit dem naſſen Lappen

jeden Tag dreimal heraus und wieder hinein gewiſcht wird. Und man duftet nach Schweiß. Mit dem nach glaubwürdigen Autoren andrerſeits auch der Acker gedüngt wird. Und in den Geruch der Mahlzeit miſchet ſich lieblich der Duft der Windeln am Trockengerüſt überm Ofenbau. Es war übrigens ein Irrtum meinerſeits: die Lichter an der Berglehne ſchweben nicht, ſie kriechen. Sie kriechen dumpf und dampfig von Stall zu Stall und von Melkzeit zu Melkzeit. Indeſſen ich werde beweiſen, daß ich euch liebe und Verſtändnis für euch aufbringe. Der Herr erhalte euch drinnen die Zimmertemperatur und gebe euch draußen Kartoffeln, ſo groß wie die Sonne und ſo gelb wie der Mond. Er ziehe mir auch jeden Tag einen Groſchen Taſchengeld ab zur Verbeſſerung eurer Lage, aber er führe mich nicht mehr in Verſuchung mit irgendwelchen Idyllen oder Idealen, ſondern erlöſe mich von allen böſen Träumen, denn ſein iſt das Reich und die Kraft und ſonſt noch was in Ewigkeit. Amen.

Dieſer Wunſch und Stoßſeufzer gilt mit Variationen auch für die evangeliſchen Jünglingsvereine und für den Guttemplerorden, ſamt Präſidenten, Hochtempler, Bibliothekar und Vorſteher des Jugendwerkes. Ich weiß genau, wie es dort riecht, denn ich habe meine Naſe dazwiſchen gehabt.

Liebſte Hedwig, was bleibt übrig? Du und ich. Wir beide ſind die einzigen anſtändigen Typen, die ich weiß.

Aber als der Zug über das Halbe hinaus war und immer noch weiter lief, und es ging immer noch nichts gegen die Leidigkeit zu machen, im Gegenteil, es fing an zu würgen und zu ſtechen, weil ich mir Gewalt antun wollte, wurde ich wütend und ließ es laufen. Im Weinen kriegte ich mein Taſchenmeſſer zu faſſen und ſchnitt dem preußiſchen Staat damit den ledernen Schwanz ab, den er vom Fenſter ins Kupee herein hing. Und dann fing ich an zu ſchnitzeln und zu ſtückeln. Sobald ich eine Handvoll hatte, ging ich ans andere Fenſter, machte es am dort noch befindlichen Riemen auf und warf die Schnitzel hinaus, mitten der alten Nacht ins Geſicht, die immer ſo dumm durch die Scheiben hereinglotzte, als ob ſie noch keinen Paſſagier zweiter Klaſſe geſehen hätte. Hedwig, und dabei erzählte ich Dir in Gedanken, vielleicht auch laut, was weiß ich, die Sache mit dem Kellnerlümmel, den wir am vorigen Abend noch gefoppt hatten für ſeinen hochnäſigen Wandel, weil wir beide gereizt und ſtreitſüchtig waren vor Traurigkeit wegen des Abſchiedes. Zwölf Mark und ſechzig Pfennige mit dem Weinchen machte unſere Zeche, und fünf Pfennige Trinkgeld gaben wir ihm,

damit er ſich auch freuen konnte. Haſt Du eigentlich geſehen, was für Augen er darauf aus ſeiner Ecke zu uns her machte? Wie zwei abgeſchliffene Fünfzigpfennigſtücke mit Tintenkleckſen in der Mitte. Und jetzt war er außerdem zu weiterer Läuterung in ein Eiſenbahnwagenglühlicht verwandelt, mußte an der Decke ſchrauben und abwärts ſteif ſtehen.

So halb naß und halb getrocknet kam ich in Hamburg an. Vor dem Bahnhof, wo die Hoteldiener ſtehen, ſchmetterte ich zwiſchen Naſe und Gaumen hindurch: „Hotel Bismarck!“ und wunderte mich, wie es klang. Ich ſchmiß dem Kerl mein Handgepäck hin. Mich ſelber warf ich in eine Droſchke, weil doch das Hotel keinen Omnibus da hatte.

„Nein, ich geh nicht zu Fuß. Hotel Bismarck.“

Der Kutſcher ſah mich groß an.

„Wohin?“

Was ſollte das heißen? „Ho — tel Bis — marck!“ wiederholte ich und betonte einzeln jede Silbe. Ich war ungnädig und fügte auch noch etwas hinzu, nämlich: „Menſch, können Sie nicht hören?“ Der ſündige Burſche regte mich auf in meiner durchgeſpannten Verfaſſung. Noch ein Wort, ſo legte ich los. Aber er nahm nun wortlos ſeiner Mähre die Decke vom Rücken, ſtieg auf den Bock und ſagte:

„Hü!“ Somit fuhren wir los. Wir kamen miteinander eben quer über den leeren Platz von der Bahnhofſeite auf die Häuſerſeite, fuhren dort an zwei Haustüren vorbei, und vor der dritten, wie ich meinte, jetzt ſolle der Trab losgehen, hielt der Kerl. Er hielt, und rührte und muckſte ſich nicht auf ſeinem Bock. Als ich nun wirklich etwas melden wollte und aber nicht wußte, was, fiel mein Blick auf eine goldene Inſchrift an dem Haus, vor dem wir hielten. Da ſtand — ich mußte noch zweimal hinſehen, ehe ich's kapierte — da ſtand groß und breit: Hotel Bismarck.

Liebe Hedwig, Du haſt ja geſagt, ich werde wohl wieder eine Menge Dummheiten von mir geben in der Welt draußen. Und das iſt wahr, leider. Aber Du haſt auch etwas anderes geſagt, weißt Du, das von der Königin und vom König Himmelhoch. Daran will ich mich halten. Und ſchließlich iſt ja alles geſchehen aus Heimwehblindheit nach Dir. Im Hotel bekam ich noch ein Zimmer mit zwei hübſchen zutraulichen Betten; es war kein Einbettzimmer frei. In eines der Geſchwiſter legte ich mich, und im andern lagſt Du nicht. Darüber ging die Trübſal wieder los. Gott beſſere mich, wenn er's fertig bringt. Ich will Dir in den nächſten Briefen mit auseinanderſetzen, warum ich daran zweifle.

O mia cara Donna, das Leben iſt ſo ſchön und ſo traurig! Lebe wohl! Lebe wohl!

3.

Allerliebſte und ſchönſte Frau, mit dem Wunſchzettel, den Du mir eröffnet haſt, verhält es ſich folgendermaßen: mein Dank geht über alle Ufer wie Deine goldene Güte, aber ich habe mir geſchworen, daß nur Dinge auf den Zettel kommen dürfen, die mit dem Fortſchritt meiner Menſchheit zu tun haben und die ich nicht ſelber zu erſchwingen vermag. Ein Pianola darf ich nicht wünſchen, weil es mich, glaub ich, von meiner Arbeit abhalten würde. Aber nimm doch das kleine willkommene Heft zur Hand und ſchreibe folgendes hinein: „Für Hans Himmelhoch ein Fahrrad und eine photographiſche Kamera.“ Setze mit Deiner fürſtlichen Hand auch noch die Motivierung daneben: „So groß ſeine Augen ſind und ſo weit er ſie immer aufſperrt, ſo ſind ſie doch nicht groß genug, alle die ſchönen Dinge der Welt darin aufzuſpeichern, und ſeine Beine reichen nicht aus, ihn überall danach hinzutragen.“ Du haſt mich die Eleganz und die wohlſituierte Umgänglichkeit kennen gelehrt, und ich habe eine Menge Wiſſenſchaft eingeſtellt in Deiner Schule. Nun kehre ich mit doppelt hung-

rigen Sinnen zum Leben zurück, zum anderen Leben, das außer Dir iſt. Meine Sinne ſind ein Trüppchen Antilopen, die vom Waſſer kommen und wieder die Weide ſuchen. Sie laufen dahin und graſen ſchnaubend und denken: „Wenn wir genug gefreſſen haben, ſo werden wir auch wieder ſaufen.“

Um davon zu ſprechen, ſo iſt es eine große Sache, wie es mir im Kopf ſpukt und in den Knochen, und wer Augen dafür hätte, der ſähe ein farbiges Polarlicht von meinem ſchwarzen Haupt ausflammen, ſo voller Elektrizität ſtecke ich. Lebenselektrizität. Zwar man kann mancherlei ſagen, und man denkt noch zehnmal Schöneres, kommt einem vor, aber das Gefühl iſt das Gewitter, das ſich nur von Herzen zu Herzen entladet. Es gibt eine Seligkeit, die ſteht groß und hell vor dem Rand der Nacht und ſieht mich mit gnädigen Augen an: Dich einmal wieder in meinen Armen zu halten und unſre Sterne über uns vor Freude weinen zu hören. Dermalen iſt alles Sehnſucht und Erinnerung bei mir. Siehe, ich löſe mich auf und ſchwebe davon, eine Wolke von Vergangenheitsglück, Schmerz und Zärtlichkeit. Ich fliege über das grüne Land. Ich blitze auf die dunklen Wälder herab und donnere über die hellen Hügel. Ich blitze auch auf die Türme der Landeskirchen. Ich ſuche mir die höchſten heraus, und darein ſchlage ich, in jeden

Turm mit zehn Blitzen zugleich. Die jungen Bäume daneben zittern und wachſen, was ſie können. Und das Gras fliegt alle Hänge hinauf. Es iſt alles gut und herrlich, weil Du auf der Welt biſt. Ich ſage es öffentlich, ich mache es bekannt, daß die Welt nicht untergehen wird, ſolange Deinesgleichen darauf wandelt. Aber was die Wiſſenſchaft vom Leben angeht, ſo ſcheint es, daß ſie in den Dingen verſchloſſen iſt, und man muß fleißig anklopfen. Und weil ſich die Welt als vielgeſtaltig erweiſt und weitläufig, und die Erkenntnis des ſonderbaren Daſeins doch von außen ſtattfindet, ſo iſt es geboten, die Sinne mit Werkzeugen auszurüſten und das Kerlchen zu beflügeln. Ich weiß, daß man ſolchermaßen auf dem Weg zum Kinematographen und zum Grammophon läuft, und es ſind wirklich alles neue Kriegspfade durch den Urwald des Unerforſchten.

Laß Deinen Augen erzählen, wie es mir in Hamburg weiter ging. Wenn ich morgens im Hotel Bismarck am Kaffeetiſch ſitze, ſo geſchieht zum Beiſpiel eine Differenz, indem es zweierlei iſt, ob eine gemeine Kellnertrinkgeldhand an der Gabe herumpufft, oder ob Du mit dem auserwählten Kammerherrenadel Deiner Finger darum Wirkung übſt. So danke ich Dir und greife zu Hut und Stock, um mich nun in der Stadt ſehen zu laſſen. In Hamburg, weiß ich, da iſt eine

Alſter, ein Bismarckdenkmal, eine abgebrannte Michaeliskirche, ein Seehafen, ein Ausflugsort Blankeneſe und vieles andere. Ich bin früh am Tag und kann mir eine Rundreiſe vornehmen. Die erſte Richtung geht nach Weſten. Siehe da, das Deutſche Schauſpielhaus; da wirſt du morgen hineingehen. Es iſt „Frau Warrens Gewerbe" verſprochen von Bernhard Shaw. Das ſie mal ja Wort halten! Da haben wir auch die Kunſthalle. Mir gehen Namen im Kopf herum von der Berliner Jahrhundertausſtellung: Kaufmann, Wasmann, Runge — jawohl, man muß dieſe Kunſthalle beſuchen. Und nun wären wir alſo an der Alſter. Das Auge weitet ſich. Es gilt, eine größere Aufnahme zu machen, eine Waſſerfläche mit Bäumen und Häuſern darum und Morgenſonne darüber. Ich habe noch keine ſolche Morgenſonne geſehen, und ſtutze. Es ſind Dunkelheiten im Sonnenſchein, obgleich der Himmel vollklar über der Welt ſteht; das macht der Morgen, in dem noch Stücke Nacht fliegen. Dazwiſchen ſchweben zarte, zärtliche Bläuen und verſteckte Rosmarinröten; wenn ein Vogel dadurch geht, ſo ſcheint er bald blau, bald rot, und dann wieder glänzt er plötzlich in ſeinen eigenen braunen oder weißen Farben auf. Siehe, das Grün der Bäume und der Raſenplätze fehlt durchaus in der Kompoſition; es iſt noch zu früh an der Jahreszeit. Das Licht wohnt

faſt allein in der Welt. Doch es iſt nicht nur das, ſondern man wird ſich dieſes nördliche Licht noch fleißig betrachten und belauern müſſen; es hat Hinterhalte; es gehen ſeemäßige Bedeutungen darin um.

Die Reſidenz der Hamburg-Amerika-Linie wächſt mit Turm und Motto vor meinen Augen auf. „Unſer Feld iſt die Welt!“ Das iſt brav und ſtimmt auch. Und den Turm müſſen ſie haben, daß ſie in den Hafen ſehen können, ob ihre Schiffe zur rechten Zeit kommen und gehen, und darüber hinaus in die weite Welt, wo ihr Handel blüht und ihre Winde wehen. Kirchen und Rathäuſer haben Türme, und die Hamburg-Amerika-Linie hat auch einen.

Ich begrüße das Rathaus, in dem ein lebendiges Gemeinweſen Angelegenheiten großen Stils erkennt und bewacht und mit Ordnung umgibt. Die Börſe ſteht gleich dabei, wie das kleine Gehirn hinter dem großen. Das iſt ebenfalls in Richtigkeit und man kann ſich darüber freuen; unſer Wohl und Wehe kommt uns immer zuerſt wirtſchaftlich an, und dann erſt politiſch und moraliſch. Danach muß der Rat ausſehen, den man ſich beſtellt. Zum Beiſpiel ein religiöſes Problem hat nichts in einem Rat zu ſchaffen; das ſoll ſich draußen von Mann zu Mann durchfragen.

Jetzt kommen Brücken und Kanäle mit ſteilen Lagerhäuſern daran, Flaſchenzügen oben und Kähnen

unten, und man kriegt die erſte Ahnung vom Stoffwechſel der Völker. Jedoch man hat auf einmal keine Zeit mehr; man ſpürt und hört den Pol, den Hafen, und es liegt plötzlich ſehr viel Anziehung in der Luft. Man läuft noch gegen die ſchwarzen Brandmauern der Michaeliskirche und wundert ſich wieder, man weiß nicht, worüber. Die Sache ſieht tüchtig aus und rechtſchaffen unglücklich; man intereſſiert ſich. Tja, da ſtehſt du nun und haſt ein Anſehen wie eine erloſchene Liebe zu Gott. 's iſt fatal. Man wird ab und zu an dich denken müſſen. Indeſſen jetzt muß man ſehen gehen, was das für ein Schiff iſt, das ſo gewaltig in die Luft brüllt.

Man fällt ein paar abſchüſſige Gaſſen hinunter und vergißt vollſtändig, daß man zum Bismarckdenkmal wollte. Man ſtolpert über irgend einen alten Markt, von dem man im Durchgehen denkt, daß man ihn abreißen und neu bauen ſollte. Es iſt wirklich nicht ſo bedeutend mit dem überlegenen Stil unſrer Großväter. Sie haben ſchlecht und recht Kiepen hingeſtellt und ſind hinein gekrochen. Man ſchwimmt trockenerweiſe einen letzten Häuſerkanal durch, und dann ſteht man am Hafen. Und da bewegt ſich auch gerade das Schiff im Fahrwaſſer vorbei und iſt ſo freundlich und brüllt noch einmal. Ein Berg von einem Schiff. Kleinigkeit, es kommt eben ſchnell von Oſtaſien. Der

Teufel ſoll mich holen, wenn ich ſchon etwas geſehen habe, das an Bedeutung und Anſehen einem modernen Überſeeſchiff gleichkommt. Ich kriege ſogleich heraus: es liegt an der Bewegung. Eine Stadt, von einer potenzierten Intelligenz auf die vollkommenſte und kraftgeſchloſſenſte Form gebracht, fährt mit allen ihren Terraſſen und Türmen freigewaltig hierhin und dorthin, und macht aus unbegreiflichen Gegenſätzen und Machtverhältniſſen ein Weſen, das großartig iſt und wohltätig. Und es iſt noch etwas: hier ſtellt ſich ein Menſchheitsbegriff ein. Ich erinnere mich zehntauſend Jahre zurück und nicke dem Schiff zu: Halbgott. Das iſt mein Gefühl von der Sache. Die Technik erfüllt alte Ideale mit neuem Leben, nein, die Ideale leben heute überhaupt zum erſtenmal. In der Gegenwart erſt ſind wir potent geworden und überlegen. Wir ſind das prometheiſche Zeitalter. Die Griechen waren ſpielende Tiere, die Römer ein dunkles Geſchlecht händelſüchtiger Dachſe und Fiſchottern. Wir ſind die letzten Ritter und die erſten Menſchen.

Ein kranker Seebär trat mich an: ob ich den Hafen ſehen wolle? Er werde mich für eine Kleinigkeit überall herum und an Orte führen, zu denen die offizielle Rundfahrt gar keinen Zutritt habe. Und die Reiſe begann. Alſo dort ſtand die Seewarte. Dahinter ragte das Bismarckdenkmal, und noch weiter erblickte

man die Sternwarte. Der weiße Ball, den ich da über dem Waſſer ſchweben ſah, fiel alle Mittag punkt ein Uhr herunter, daß es alle Schiffe erkannten und ihre Uhren danach ſtellten. Das wurde von der Sternwarte aus gemacht. Nun empfahl es ſich, die Rundfähre zu beſteigen. Drüben überm Waſſer, was ſo anſehnlich lärmte und hämmerte, das waren Docks. Da ſtanden die größten Ozeandampfer mit Schraube, Steuer und Schlot auf einem Gerüſt trocken in der Luft und wurden repariert und neu bemalt. Auch geputzt; es hing ihnen Tang an, und Muſcheln klebten kolonienweiſe an den Platten. Es roch ſtark nach Teer und großem Waſſer. Jetzt fuhren wir in den Zollhafen ein. Da lagen die Engländer. Sie hatten ihre Schiffe mit Mulatten bemannt, eine ſcheußliche Raſſe, gut für Sklavendienſt. Doch erhielten ſie Lohn wie rechte Matroſen. Übrigens waren die Vorgeſetzten immer Engländer, Europäer; das wollte ich freilich ſagen. Dänen und Norweger kamen, jedoch keine Wikingerkähne, ſondern gute, moderne Fahrzeuge. Man merkte ihnen wohl an, daß ſie immer noch ſeekundige Leute vorſtellten, allein die Engländer hatten nun die größeren Schiffe. Ruſſen waren vorhanden mit ihrer geheimnisvollen Zukunft; ſie ſtrichen ihre Schiffe weiß; es ſah fremd aus, irgendwie nach der Heiligkeit des Zaren. Man mußte zwar anſtehen;

es wäre zu denken gewesen, sie seien jetzt alle in der Revolution und hätten keine Zeit für etwas anderes. Hier tat sich Wörmanns Reich auf, rot und grau, Bord an Bord, trotzige Kähne, eine Festung. Auf den Kommandobrücken war viel Ehre und Verdienst; man bekam Respekt. Wir wollten einmal durch die Schuppen gehen. Da lag Bast von Palmen, türmten sich Berge von Baumwolle. Man sah Mahagoniholz, ganze Blöcke und Stämme; man legte die Hand darauf und stellte sich etwas vor. Jetzt kam ein Haufen Zuckerrohr. Das da war Gummi. Und jenes Tee. Diese Versammlung bestand aus Kaffeesäcken. Dort war Seegras, auf dem die armen Leute schlafen. Rinderfelle, Schaffelle, Ziegenfelle, Ölfrüchte einer Palme; man nahm eine Handvoll zum Andenken mit. Manche Schuppen standen geschlossen wegen des Streiks, zum Teil gegen die Agitatoren, zum Teil, weil keine Arbeiter da waren. Man hatte sich windige Engländer zum halben Ersatz verschrieben, aber sie leisteten da nichts. Ich sah eben ein Mittagsschiff voll der fatalen Gesellen vorbeifahren. Man mußte zugeben, es war Ausschuß, Londoner Ausschuß; sogar Bucklige saßen dazwischen. Eine Kupferplatte von so und so viel Tonnen hatten sie einfach müssen liegen lassen; sie waren zu nichtsnutzig darüber. Wir wollten aber wieder die Rundfähre besteigen. Dort lag der Dampfer

Kaiſer Friedrich der Dritte ohne Dampf. Es machte eine traurige Geſchichte aus, gerade wie mit ſeinem Namenspatron. Ein gewaltig großes und fröhliches Schiff mit drei Schloten und ungezählten Tonnen Waſſerverdrängung: verbaut. Schiefer Schnabel. Dreizehn Millionen Mark waren für die Katz. Es machte nur ein paar Zentimeter nach links oder rechts. Jetzt lag es im Hafen und fraß jeden Monat ſo und ſoviel tauſend Mark Lagergeld, und Zinſen obendrein, und kein Menſch wollte es natürlich kaufen.

Mit meinem Führer und ſeiner Krankheit verhielt es ſich ſo. War er da mit einem engliſchen Schiff auf dem Stillen Ozean gefahren und dort in einen Sturm geraten. Sie hatten Pferde an Bord, die ſtanden auf Deck angekoppelt, und ihn hatte man dazu beordert, um zum beſten zu ſehen, was denn bei ſo Tieren zu tun war. Da krachte der Maſt herab, ſchmetterte neben den Pferden auf das Deck nieder und überſchlug ſich über Bord ins Waſſer. Unter den Gäulen gab es großen Alarm, was verſtanden die davon, und der Wächter bekam in der Aufregung einen Huf vor die Bruſt, da ſaß kein ſchlechtes Horn dran. Schreck war da, Schreck warf ſich natürlich noch darüber, und jetzt hatte er die Schwindſucht. Er ſtellte einen Mann im beſten Alter dar, aber keinen Hünen. Nein, keinen Hünen; Jeſus war ſein Troſt. Er verdankte ihn der eng-

liſchen Bibelgeſellſchaft; die hatte ihn ihm geliefert. So kam ich auch mit dieſem merkwürdigen Inſtitut, von dem ich in Tagen der Jugend ſo viel gehört hatte, in wirkliche Berührung. Man wußte nicht, was man dazu meinen ſollte. Ich fragte den Gläubigen, ob es dem Herrn Jeſus nicht ein Leichtes geweſen wäre, den Pferdefuß anders zu lenken, und er ſagte, doch, gewiß, denn er ſei Gottes Sohn, aber er habe ihn leider damals noch nicht gekannt. Und nach einer kleinen Weile ſetzte er leiſe hinzu, vielleicht würde er ihn behütet haben, wenn er, der Seebär, ſchon zu ſeiner Herde gehört hätte. Freilich, ganz wie bei uns. Aber einen alten Seebären ſo ſäuſeln zu hören, ergibt einen abſcheulichen Zuſtand, und man kommt ins Fluchen. Ein Menſch kann die ganze Welt geſehen haben und doch an Jeſus glauben. Man beißt ſich auf die Zunge vor Verlegenheit.

In Sankt Pauli Fährhaus, was eine ausſichtsreich überm Hafen plazierte Reſtauration iſt, kam ich mit einem ſpaniſchen Ehepaar zuſammen. Den Mann erkannte man als einen mittelgroßen, ſchlanken älteren Herrn von gehaltener Grandezza, Cortes-Mitglied oder General. Die Dame mußte in jungen Jahren eine große Anmut aufgezeigt und betätigt haben; jetzt war nur noch die Jugend der Bewegung davon vorhanden und das Feuer des Blickes; ſonſt hatte ſich etwas

reichlich Anſehnlichkeit zur Grazie gefunden. Die Herrſchaften befanden ſich auf einer Geſchäfts- und Schaureiſe, die ſie durch die Hauptplätze des Reiches führen ſollte. Sie ſprachen ordentlich deutſch, und was ſie ſo von Anſichten verlauten ließen über das Vaterland, konnte man ohne Wimperzucken anhören. Es war geſcheit und für Romanen befriedigend gründlich, und wenn man ſich dann doch nicht ins Geſamturteil geben wollte, ſo konnte man ja draußen bleiben. Was ſoll man übrigens ſagen zum Rechthaben? Die Rede geht, das Wahre ſei immer bei den Wenigen. Wo ſiehſt Du aber Wenige? Überall trollt Haufen neben Haufen, und die Wahrheit hat unter vielen Füßen zu leiden.

Nach dem Eſſen gingen wir miteinander das Bismarckdenkmal beſehen. Damit wußten meine Sevillaner nun ſofort nichts anzufangen. Es war ihnen zu maſſiv. Uns fehlte überhaupt die Grazie. Wir waren immer gleich zu weitſchweifig und zu ſchwerfällig. Selbſt Goethe hatte bloß in ganz ſeltenen Augenblicken eine gute Hand gehabt; und da nur in der Lyrik. Dieſe Granitmaſſe mochte uns imponieren, ſie gaben die Möglichkeit gerne zu. Aber um noch einmal von Goethe zu reden, ſo würden wir ganz beſtimmt nicht ſeinen Beifall bekommen damit. Er wußte noch am beſten von allen Deutſchen, was das iſt:

Kunſt, Wohlgefälligkeit, ſchönes Maß. Allerdings ſtellte es auch wieder einen intereſſanten und geiſtreichen Verſuch dar, und man konnte davon lernen. Von den Deutſchen konnte man immer lernen, nur nicht von ihrem Glück; das war noch nie groß geweſen. Es ſchien ein Charakteriſtikum der Deutſchen zu ſein, daß ſie immer wollten, was ſie nicht konnten. Das hatte angehoben mit den Gotenzügen, war durchgegangen durch die Staufenzeiten, und hatte nicht etwa aufgehört bei der Gründung des Deutſchen Reiches, denn es gab keine unorganiſchere Sache unter der Sonne als das Deutſche Reich, und Bismarck hatte ſich getäuſcht damit; er war möglicherweiſe ein Staatsmann geweſen, aber kein Philoſoph und kein wirklich gebildeter Menſch. Hierher gehörte auch Goethes Fauſt und der ganze ſymphoniſche Beethoven. Es war vielleicht großartig und ſchmeichelhaft, einen ſolchen Charakter zu beſitzen, aber nicht glücklich für den Eigner und unruhig für den Nachbarn.

Es iſt die Zeit gekommen, daß alle Völker über die deutſche Nation nachdenken. Amerika wurde entdeckt im Jahre 1492, Deutſchland am Anfang des zwanzigſten Jahrhunderts. Es kitzelt einen, wenn man daran denkt. Wer ſind wir? Das Wort vom Volk der Denker und Dichter iſt natürlich Quatſch. Wir ſind manchmal die größten Eſel, und von Kunſt

und Literatur verſtehen wir nicht mehr als die andern. Wir ſind im günſtigen Fall Kaufleute. Wir finden Werte des Daſeins aus und bringen ſie auf den Markt des Lebens.

Das eine macht uns ſtark, das andere frei. In den Bergen meiner Heimat wächſt ein geſunder und geſammelter Geiſt. In der Luft liegen alle Ingredienzen, die eine ſouveräne Seele ausmachen, aber ſie kommen nicht in freier Verbindung vor. Das iſt übrigens in allen Heimaten ſo. Liebe ſchöne Dame, der Menſch, wenn er Hans Himmelhoch heißt und aus der Schweiz kommt, und er ſitzt auf einmal hoch über der Elbe und ſieht auf die breite Weltſtraße hinab, wo die großen Schiffe ziehen und die weiten Wolkenſchatten gleiten, und iſt nirgends ein Hindernis, und kein Ding muß biegen oder brechen: dieſer Hans Himmelhoch macht auf einmal einen Atemzug, daß drei Weſtenknöpfe zugleich abſpringen, und von dieſem Augenblick an muß man ſeine Weltmannſchaft datieren. Hamburg liegt jetzt nämlich zwei Stunden im Land drinnen. Der Ort, der mich trägt, heißt Blankeneſe. Man ſagt, wir hätten Ebbe. Am andern Ufer hängt eine Barke auf dem Trockenen; ſie liegt auf der Seite wie eine Kuh. Sie war bei Flut angefahren und iſt jetzt auf den Sand zu ſitzen gekommen, weil ſich das Meer zurückgezogen hat. Die ganze helle Waſſer-

fläche geht mit Segelſchiffen belebt, und alle kreuzen ſie durcheinander gegen Wind und Strom, daß ſie noch vor Nacht nach Hamburg hinein kommen, denn es fängt an zu blaſen vom Land her. Braune Segel, weiße Segel, ſchwarze Schiffe, gelbe Schiffe. Dazwiſchen kommt immer einmal ein Ozeandampfer hinter ſeinem Lotſen hergedunkelt und brüllt und ſtößt Rauchwolken aus, daß es zwanzig Lokomotiven, wenn ſie zuſammenſtehen, nicht beſſer können. Und über Land und Waſſer heilig und großartig ziehen Wolkenſchatten und Sonnenfelder. Gegen das Meer hinaus, wo die großen Schiffe herkommen, ſchwimmt alles in Gold. Ich denke jetzt nur in Hauptkapiteln. Den Feinden wird nicht weiter aufgelauert, ſage ich. Schwirre auf, meine Seele, es iſt ganz unnötig, du brauchſt auf nichts zu warten. Ich bin ergriffen. Mein Herz iſt ſo völlig rein von Nächſtenliebe, daß es ein Wunder Gottes darſtellt. Ich möchte dem vielbeſprochenen Nächſten gleich auf die Schulter klopfen aus Freude darüber, daß er mir ein fremder Menſch geworden iſt vor dieſem ehrfürchtigen Ausblick. Verehrter Nächſter, ſehr wertgeſchätzter Herr Nächſter, nein, ich liebe Sie nicht, ich bin weit davon entfernt, Sie zu lieben, denn Sie ſpucken in die Eiſenbahnwagen und glauben an die Vergebung Ihrer Sünden, und Sie müſſen begreifen, daß mir das ſehr zuwider iſt. Ich will Ihnen

Poehlmanns Gedächtnislehre ſchenken und Dudens Orthographiſches Wörterbuch, und ein modernes zoologiſches Werk mit der Widmung: erkenne dich ſelbſt. Vielleicht bekommen Sie dann noch flink vor Ihrem Ableben eine Ahnung davon, was das iſt, ein Menſch.

Zum Beiſpiel Bernhard Shaw. Ich mache ſeine Bekanntſchaft vor ſeinem anſchaulichen und trefflichen Bühnengang: „Frau Warrens Gewerbe". Ein Pulverfaß von einem Kerl. Wach wie eine Maus. Was macht ſeinen Stern? Ich ſpüre eine abſolute, überlegene Erkenntnis und die Abweſenheit alles philologiſchen Intereſſes. Dieſer Menſch hat ein ſo eminent differenziertes Hirn, daß es einen ſchwindelt davor. Ethiſcher Wille? Ich weiß nicht. Das Ding an ſich iſt herausgeſtellt, und dann juſt ſo. Das Ding an ſich macht Drama. Nicht irgend ein Verhängnis oder Verhältnis; Verhängniſſe und Verhältniſſe gehen nur von ihm aus. Darin liegt Wunder, Fortſchritt, Kraft, Sicherheit und Gefahr, alles in einem begriffen.

Wenn aber einer meint, er geht auf Reiſen und wird reich dabei, ſo muß er ſich geirrt finden, wenn alle Worte geſprochen ſind. Die Art Reichtum, die der junge Knabe meint, gibt das Leben nicht. Man denkt, reich ſein iſt viel haben; allein man wird wirt-

ſchaftlich durch Unterſcheiden und Zurückſtellen. Ich habe drei neue Bilder in das Muſeum aufgehängt, das ich in meinem Kopf trage. Alle drei ſind von dem Hamburger Runge. Es geht wieder um das Ding an ſich. Ein Kentaur iſt ein Kentaur. Er exiſtiert nicht tatſächlich, ſondern ſozuſagen. Das Intereſſe daran iſt philologiſch. Es iſt eine gemalte Reflexion über ein Thema, Kunſt durch die Blume, ſekundäre Offenbarung. Die Griechen machten auch dergleichen; deſto ſchlimmer für ſie. Bitte, hat jemand bei Rembrandt Reflexion gefunden? Was bewirkt ſeine ſouveräne Größe? Das Ding an ſich. Seine Unmittelbarkeit trifft mich mit jedem Griffelſtrich ins Herz. Ich mag es, wenn mein Herz zittern muß; es iſt eine Canaille. Ich bin jedem dankbar, der es fertig bringt. — Alſo da ſind erſtens ſpielende Kinder mit Sonnenblumen, durchaus kein bekannter Typus, weder die Kinder noch die Blumen, Köpfe, in denen alle Möglichkeiten ſtecken. In dem Kopf des ſixtiniſchen jungen Jünglings in Dresden ſteckt nur eine Möglichkeit: die zu einem liberalen Schulmeiſter. Es iſt nichts Ideales in dieſen Rungeſchen Kindsköpfen, obgleich ſie gar nicht häßlich ſind. Das wunderſchöne junge Tier, ſonſt nichts. Gerade ſo viel, wie ein Kind bedeutet. Denn das Wort von der Seligkeit und Himmelsbürgerſchaft des Kindes iſt auch Quatſch.

Was iſt da groß Seliges dabei, mit einer dumpfen Hirnzwiebel im Kopf und mit blöden, halbfertigen Sinnen in den Tag hinein zu leben wie ein junger Hund? Wenn ich an meine Kindheit zurückdenke, ſo empfinde ich nur Enge, Plage und Verlegenheit, und alles iſt dunkel, was ich jetzt im Licht habe. Beſſer wird es erſt, wo der Gedanke zu Farbe kommt. So ſehen Runges Kinder aus. — Das zweite Bild ſtellt zwei Alte dar mit Kindern, die ihnen, auch in der ſtillen Weiſe des jungen Tieres, um die Füße ſpielen. Ich bin jung, mir fehlt jedes Verſtändnis für das Alter. Ein alter Mann oder ein hottentottiſcher Oberzauberer ſind mir beide gleich vertraut. Wenn ich zu einem Bild mit alten Leuten von mir aus ein Verhältnis herſtellen kann, ſo iſt Vorſicht geboten. Die beiden Alten von Runge kommen her und gehen hin, ich verſtehe nichts von ihrem Weg. Alle Brücken ſind abgebrochen, die der Tagesverkehr ſo von einem Alter zum andern obenhin ſchlägt. Ich ſtehe vor der realen Kluft, die das Ding vom Ding trennt. Will ich der Sache näher kommen, ſo muß ich einen andern, weniger ſtumpfſinnigen Weg finden. — Schließlich hat es dort noch ein Selbſtporträt des Künſtlers mit Frau und Bruder. Ich kann mir nicht helfen, ich erſchrecke vor der Familie. Und diesmal ſind es doch ungefähr Altersgenoſſen von mir.

Da iſt nun gar nichts, was dem Bürger in mir entgegenkommt, kein Zeichen, bei dem ich die Leute grüßen kann, keine Poſe, keine Anſpielung, kein Augenzwinkern. Das Ding an ſich. Herrgottsdonnerwetter, was muß man da aufwenden, um das richtige Wort in die Geſichter zu finden. Ein Hund hat es leicht; er winſelt und wedelt mit dem Schwanz, und iſt nicht aus der Rolle gefallen. Haſt Du eine Ahnung, wie ich mich als Ding an ſich bewegen ſoll? Man ſteht da und blinzelt mit den Augen vor Verlegenheit und Reſpekt. Es ſind ganz einfache Leute und werden es gewiß nicht übel nehmen, wenn man eine Eſelei an ſie hinſagt. Allein man nimmt es für beſſer, das Maul zu halten und ſein Teil zu denken. Schließlich zieht man das Kreuz ein: „Empfehle mich ſehr!“ und geht mit ſteifen Beinen ſeinen Weg weiter. Im Kopf hat man ein gottloſes Geläute von Oſterglocken und Dichterworten, jedoch beileibe keine Zitate.

Der erſte Schritt zur Erkenntnis der Dinge iſt, daß ſie einem unbekannt werden.

Es kommt alles darauf an, daß der Künſtler einen Begriff vom Leben hat. Dieſer Begriff kann nie unrichtig, aber manchmal univerſal und hie und da auf tauſend Jahr fruchtbar ſein. Ein falſcher Begriff iſt ein Unding. Er iſt ſchon ſprachlich eine Abſurdität. Entweder ich begreife oder ich begreife nicht.

Gnädige Frau haben an der Herkomer-Tour teilgenommen. Meine Bewunderung iſt nicht klein. Ich neige mich, vor Dir und vor der Kraft, die Dich ſo fröhlich herumgewonnen hat. Es ſtellte ein Unternehmen allergrößter Regie dar. Die olympiſchen Spiele ſind Jungensſprünge dagegen. Bei euch brauſten die Elemente mit. Die Bürger haben viel dumme Sprüche gemacht über die Tage. Die Witzblätter gruben auch nicht eben tief. Und die Preſſe murrte, weil die Ochſenkarren ein paar Stunden von der Straße bleiben mußten. Das Vergnügen für die „Sechſte Großmacht" war ungleich größer, als der König von Sachſen eine Anzahl Federveſiere bei ſich ſah und ſie mit Höflichkeiten regalierte. Am andern Morgen erſchienen in allen Zeitungen Leitartikel über das freudige Ereignis unter dem Stichwort: Der lächelnde König.

Aber Du ſei gegrüßt und geſegnet, grundherzlich, heftig, als kämen ihrer dreihundert mit Getöſe in Sturm und Sonne das Korn herabgelaufen und winkten Dir zu: „Heia! Heia!" Und iſt doch nur Dein einziger immergrüner Hans Himmelhoch.

Liebe gnädige Frau, es iſt natürlich ein Stumpfſinn, ſich an der Schreibmaſchine mit dem Dichterblick veröffentlichen zu laſſen, auch wenn man dabei Königin von Rumänien iſt. Die Schreibmaſchine gibt kein Bild, ſie erweckt keine Anſchauung, wie zum Beiſpiel das geſchwungene Beil des Holzhauers, und ſo bleibt es bei der Raritât. Womit freilich nichts gegen das Inſtrument geworfen iſt, ſondern es ſollen alle Marken hochleben, die es gibt. Und man ſoll die Schreibmaſchine in der Tabelle wichtiger Menſchheitsgegenſtände gleich nach der Guillotine von 1792 und ſieben volle Wichtigkeiten vor dem Schlüſſel Petri anführen. Der Schlüſſel Petri hat mir noch keine ſchwermütige Tür aufgeſchloſſen, aber die Maſchine arbeitet mit mir und hilft mir wacker vom Fleck, und danach geht meine Wertſchätzung. Die Maſchine hilft mir auch aus dem ſchwülen Dorngeſtrüpp der Romantik heraus. Sie hilft mir von der Myſtik und von der Klaſſik, und erlöſt mich von allen Abgezogenheiten der ſieben Schulen. Ich glaube und weiß, die Entdecker der Dampfkraft haben größere Verdienſte um die Menſchheit als alle Propheten des Morgen- und Abendlandes. Ein tüchtiger Elektriker wiegt zwei Religionsſtifter auf, und der Techniker iſt fruchtbarer als der Philoſoph, weil er findet und kann, wo

der Philoſoph ewig meint. Du und ich, wir fühlen, Religion iſt nichts, das uns gebracht und das geſtiftet werden kann. Was nicht im großen Feuer mitbrennt von Anbeginn und Ewigkeit, das werden wir nie glänzen ſehen. Wir brauchen uns auch nicht danach zu recken, denn es gibt eine Welt, die ihr Leben in uns hat, oder es gibt keine. Und mit dem erſten Funken Leben iſt die Religion mitentſprungen, oder ſie iſt überhaupt nicht. Im Anfang war die Wut oder die Angſt oder der Schmerz, aber noch einen Augenblick früher war der Wille. Den Weg vor und zurück läuft und fluoresziert Religion. Wir wollen doch dem Verkündiger begegnen und ſagen: „Dein Herr beſchützt uns nicht vor den Bakterien und hilft uns nicht die Materie unterkriegen, die auf unſerm Leben laſtet.“ Wer unſer Wohltäter ſein will, muß uns weniger hoffen als denken lehren, und muß uns arbeiten helfen. Das iſt ſchwerer, weil es geiſtreicher iſt. Darum iſt es auch ſo ſchön und rühmenswert, daß ich nicht mehr unter Mühe die Feder ergreifen und mit Schreibkrämpfen Buchſtaben ſtellen muß, ſondern ich ſetze meine Maſchine in Gang und laſſe daraus ein wohlgezieltes Schnell- und Maximfeuer des Geiſtes und der Liebe auf dich losprasſeln, in dem der Menſchheit beſte Zeiten mitklingen könnten, wenn ſie ſchon angebrochen wären.

Das iſt der große Schatten, der das kleine Licht belagert: ich bin ein Schuß ohne Geſchoß, ich bin ein Schwung ohne Rad, ich bin ein Weg ohne Wanderer. Ich bin da, ich gebe Feuer, ich ſauſe und blitze, ich liege über den Hügeln und warte. Warum ſehe ich nicht die Reihen des Feindes niederſinken und ſeine Städte brennen? Warum liegt und ſchläft das Werk hinter meinem Schwung? Warum ſchleichen nur Schmuggler und falſche Propheten an meinen Meilenſteinen hin? Wir wollen auch dem andern Verkündiger begegnen und ſagen: „Hebe dich weg von unſern Ruhebänken! Du ſollſt laufen und den Atem verlieren. Du ſollſt den Hals brechen. Ach, willſt du uns wirklich weis machen, du habeſt uns mit deiner Maſchine von der Verzweiflung der Unwiſſenheit erlöſt? Willſt du uns glauben machen, Schreibmaſchine, das ſei Mitteilung des Lebens? Rennmaſchine, das ſei Erkenntnis des Weges und des Zieles? Flugmaſchine, das ſei Eroberung Gottes? Nein, wirklich, geh hin, verirre dich noch weiter, du Lügenprophet. Verhungere im Schnee. Falle unter die Wölfe. Ich kann ohne alles ſein und bin darum nicht weniger.“

Ich weiß nun nicht, wovon ich lebe in dieſer teuren Zeit. Ich weiß auch nicht, wovon die Dänen leben, die hier in den Straßen um mich wimmeln. Ich

weiß nicht, wovon die Menſchheit lebt, die über der dunklen Erde das Licht der Vernunft aufbringen will. Und ich weiß vollends nicht, wovon dieſe Vernunft leben ſoll, wenn ſie wirklich einmal gemacht ſein wird. Es iſt gleich geſagt: „Ich kehre zum Leben zurück.“ Das Leben iſt indeſſen weiter gewandert. Die grüne Weide, zu der meine Antilopen vom Quell Deiner Auserwähltheit zurückkehren wollten, will ſich nirgends recht zeigen, und es ſieht manchmal völlig ſo aus, als ſei ſie mit Halm und Blume in den Sand hinein geſchlüpft. Eli lama asabthani! Du magſt weder den Mann noch das Geſchrei. Ich auch nicht, aber ich verſtehe jetzt das Gefühl. Er dachte, wenn er erſt einmal am Kreuz hänge, ſo werde er es hoch genug gebracht haben, um in das Reich Gottes hineinſehen zu können, von dem er liebender- und glaubenderweiſe verkündet hatte: „Siehe, es iſt vor der Tür!“ Er hatte den Glauben und die Liebe überſtrapaziert, und darum war es nichts mit der Hoffnung, als er ſie mit dem blutigen Kopf anfragte. Die Hoffnung liebt die ſcharmanten jungen Leute, die Liebe und Glauben im Leib haben wie Herz und Magen und nichts davon merken. Der bewußte Leidensblick des Neuraſthenikers hat keine Anziehung. Alle Weltverbeſſerungspläne nehmen ihren Urſprung aus Neuraſthenie. Aber immerhin: der Schrei hat

ſeine gute Urſache und ſeine Bedeutung. Nur daß ich mich davor hüten werde, meinen Schmerz über die Welt ausgießen und dann dieſe begoſſene Welt mit meiner Sehnſucht erlöſen zu wollen. Nein, das werden wir nicht tun.

Inzwiſchen radle und photographiere ich etwas rechts in dem däniſchen Tag herum mit Deinem Velo und mit Deiner Kamera, für welche Dinge außer mir die ganze Welt Dir zu Dank verpflichtet iſt, denn ſie kann bei ihrer erklärten Lauſigkeit froh ſein, daß ſie ein rechter Kerl immerhin noch photographiert und daß ihm eine ſchöne Frau wenigſtens dieſe eine Verbindung in die Hand gegeben hat; denn was wären wir ohne einander, die Welt und ich, nicht wahr? Nun gibt es ſchon bald nichts neues mehr zu photographieren, ſo habe ich mit dem Apparat zwiſchen den Erſcheinungen herumgewirtſchaftet. Ich habe alle Menſchenklaſſen in allen möglichen Stellungen und Verlegenheiten auf der Platte, Bettler, Arbeiter, kleine Mädchen, große Damen, Offiziere, Greiſe, Kinder und Hunde, und den König von Dänemark dreimal. Ich habe Kirchen aufgenommen und Paläſte, deren es freilich nicht viele gibt in Kopenhagen, ſondern mehr alte und neue anſehnliche Bürgerhäuſer und Villen, den Hafen, die Schlöſſer, die Börſe mit dem geſchneckelten Turm, die Lange Linie am Meer unter

dem Blick nach Schweden hinüber, Bäume, Straßenbilder, Landſchaften, Wolkenzüge, einen Blitz, der über die Stadt herunter regnet wie eine geplatzte Rakete, eine Mondfinſternis und einen Hirſch im Wald, lebendiger und tiefſinniger als alles, was ich gemalt weiß. Ich habe zwei Kerle geknipſt, die ſich an den Kehlen beuteln, ein Liebespärchen, einen ſterbenden alten Mann und eine Mutter mit ihrem Kind. Die Kerle treten ſchmachvoll auf auf der Platte, viel elender und unluſtiger als bei Tenniers. Das Pärchen wirkt fatal, nahezu peinlich; das ſieht in unſerer Wirklichkeit nicht ſo philoſophiſch und weltwürdig drein wie eine Pantherliebſchaft und -Hochzeit. Danach ſollte die Photographie ein wirkſamer Förderer des realiſtiſchen Sinnes ſein; wer hat ſich nicht ſchon darüber gewundert, wie dumm unter Umſtänden ein Kronprinz oder eine Königin ausſehen kann. Jedoch eine moraliſche Voreingenommenheit wirkt immer noch ſtärker als ein Wahrheitsbeweis. Indeſſen was ich ſagen wollte: nun habe ich alle dieſe vielſagenden Erſcheinungen und Ausdrücke ins Bild geſchlaumeiert und ſchlaumeiere täglich noch mehr dazu: und was gewinne ich damit? Siehſt Du, das iſt der Erfolg, den ich nicht erwartete. Ich ſehe jetzt ſehr deutlich, wie ein Ding kommt und geht, und bin von keinem Bericht mehr zu hintertreiben. Ich weiß nun auf den Punkt, was

alles nicht wahr iſt, wo man von Alters her gedankenlos geſehen, ſchlecht beobachtet und tendenziös dargeſtellt hat. Ich konſtatiere, daß ich nur Gegenſtände und Erſcheinungen in meine Bilder kriege, Körper, Lichtwerte, Bewegungsmomente, Größenunterſchiede. Ich kann eine menſchliche Phyſiognomie darauf aus meiner Lebenskenntnis heraus nach Belieben orthodox-gläubig oder freiſinnig-atheiſtiſch, patriotiſch oder kosmopolitiſch, tranſzendental oder materialiſtiſch auslegen, aber nicht nach Belieben intelligent oder ſtupid, durchgebildet oder roh, ſchüchtern oder heftig. Wären demnach Intellekt, Gefühl und Temperament Wirklichkeiten, und die anderen Eventualitäten bloß Auslegungen ohne poſitive Bedeutung? Ich komme da nicht heraus. Ich kann weder vorwärts noch rückwärts, und wenn mir nun jemand einen Stoß gibt, ſo falle ich in einen Abgrund, einerlei, von welcher Seite der Stoß kommt. Warum hat mich nicht der Engel meines Selbſterhaltungstriebes vor den verräteriſchen Inſtrumenten bewahrt? Ach ja, gewiß, die reale Welt habe ich jetzt gewonnnen. Ich habe ſie in ſo und ſo viel Platten entlarvt und überfallen und kompromittiert, was ihre Seele angeht, und aber an ihrem Körper verklärt und erhöht, daß ihre Schönheit eine unruhigere Sache geworden iſt als je zuvor. Und was ich noch nicht ſelber vor die Linſe bekommen habe, das kann ich mir vorſtellen

durch Analogieſchlüſſe. Ich kann mir alles vorſtellen, was ich will, nur meine Seele nicht mehr. Ich glaube, ich habe meine Seele verloren. Ich wandle durch die atemvollen Straßen Kopenhagens als ein lebendiger Toter. Ich ſchleiche hinter mir her als mein eigener Hinterbliebener. Nein, nein, das iſt kein Geſchäft! So kann man nicht haushalten mit den Gütern des Lebens! Gibt denn das einen ehrlichen Handel: die Gewiſſenheit des Körperlichen, das ſchon zuvor gewiß war, um die unſterbliche Verheißung einer Seele? Das Beſeelte iſt gewöhnlich und traurig untergegangen, und das glorifizierte Körperliche herrſcht nun über meine Anſchauung, die das Geiſtige will. Ich kann es nicht begreifen. Wie ſtehe ich jetzt da?

Ich habe auch alle innern Kräfte verloren. In der Verwirrung des unerwarteten Umſturzes ſind ſie mir genommen worden, oder ich habe ſie im Kleinmut fahren laſſen. Geſtern wohnte ich mit drei Photographen, von denen zwei völlig uneingeweihte Laien waren, der Sitzung einer, ziemlich internationalen, ſpiritiſtiſchen Geſellſchaft bei. Es ging um die Aufnahme eines Aſtralkörpers, der ſonſt leicht und freudig erſchienen ſein ſoll. Geſtern hielt es ſchwer. Das Medium litt und beklagte ſich im Schlaf über einen Fremden. Schließlich trat die Erſcheinung doch auf,

wenigſtens ſahen ſie alle Anweſenden mit Ausnahme von mir; ich ſah gar nichts. Alle drei Photographen machten Aufnahmen; auch ich richtete meinen Apparat auf die Stelle, nach der die andern hinſahen. Ich kann das Phänomen nicht verfehlt haben, denn ich habe die ganze Wand auf der Platte; nur den Aſtralkörper nicht. Von den drei Kerlen konnte nachher jeder, auch die uneingeweihten Berufsphotographen, die bekannte durchſichtige Kugel nachweiſen, mitten oder neben im Bild, wie er ſich gerade eingeſtellt hatte. Ich mag es nun ſo oder ſo auslegen, ſo bin ich um meinen Platz im Reich der Seelen und Geiſter gekommen. Der Welt, die ich dafür gewonnen habe, mag ich vollends nicht meinen Namen geben; ſo wichtig ſcheint ſie mir nicht, trotz ihrer Wirklichkeit und nicht zu leugnenden Allgegenwart und Abſolutheit. Ich kann meinen Apparat einſtellen wie ich will, ſo erhalte ich immer einen Beweis von der Exiſtenz des materiellen Seins, unbedingt, unter jeder Geſtimmtheit; aber die geiſtige Macht verhält ſich ſchwankend und zweideutig; ſie iſt nicht zuverläſſig wie die materielle. Warum hat nicht wenigſtens meine photographiſche Platte reagieren müſſen? Ich nahm am andern Tag damit Ultraviolett auf von einem Regenbogen; das vermochte ich doch auch nicht wahrzunehmen mit dem Auge. Meine Platte war alſo zuverläſſig; ſoll ich ihr trotz-

dem nicht glauben? Bileams Eſelin ſah den Engel, obwohl ihn Bileam nicht merkte. Oder unterſcheidet die geiſtige Welt vielleicht zwiſchen Platte und Platte? Darin erſchiene keine Notwendigkeit und es wäre lächerlich. Die Urſache muß doch in meiner Rematerialiſierung liegen, wenn es eine iſt und nicht eine vorübergehende Lähmung meiner aſtralen Fähigkeiten, wonach es doch immer noch mehr ausſieht. Denn auch meine telepathiſche Kommunikation mit Dir iſt aus der Wirkſamkeit gerückt; ich erhalte keine neuen Nachrichten mehr von Dir. Es gelingt mir wohl, Situationsbilder vor meinem innern Auge herzuſtellen, in denen Du in der Mitte ſtehſt und redeſt oder ſonſt etwas tuſt; allein wenn ich ſie kritiſch betrachte, ſo beſtehen ſie aus Erinnerungen; ſie ſind aus Erfahrenem zuſammengeſetzt und bringen nichts Selbſtändiges, nichts Geſchautes, wie ich ganz genau konſtatieren kann. Ich verbringe Stunden und halbe Tage damit, mit meinem bewußten Willen die Verbindungen wieder anzuknüpfen, bewirke aber nichts dadurch, als daß ich in Sehnſucht und Schwermut falle. Ich kann nichts haben als die Einſicht in meine gegenwärtige Unordnung, ſonſt keine Sicherheit, keinen Anhaltspunkt, keinen Wegweiſer, keine Erlaubnis, aufzuatmen. Hilf mir, liebſte Frau. Komm mir von Deiner Seite entgegen mit Deinem Willen. Verrichte auffällige Dinge; vielleicht daß ich die ſtärkeren

Wellen davon empfange und Dich wiederfinde in Deiner umgeſtellten Himmelsgegend. Ich will dasſelbe tun, und habe ſchon mehreres ausgeführt; wahrſcheinlich haſt Du's empfunden und biſt beunruhigt, wodurch die Sache freilich abermals nicht beſſer wird.

Was mein Perſönliches angeht, ſo komme ich von der Kraft. Ich bin mager geworden und ſchiebe mich bleich und unwahrſcheinlich durch die Welt des Geſchehens. Ich wundere mich viel, ſeufze oft und bin fortwährend von allerlei dunklen Verlangen umwunden, die aus der Tiefe meines Mangels aufſteigen. Das iſt widerwärtig. Ich haſſe den Mangel ſamt ſeinem Spektrum und dem verführeriſchen Regenbogen Sehnſucht. Soll ich dieſen Mächten nun doch verfallen? Neben allen dieſen Erſcheinungen kann ich auch keine geſteigerte Liebe zu meinem Leiblichen wahrnehmen. Ich recke mich nach wie vor einzig nach der Welt des Geiſtigen; meinen Körper ſchätze ich gering und achte bloß darauf, daß ich mich nicht beflecke damit. Im übrigen ſtrapaziere ich ihn nach Belieben, bin jedoch ſehr ausdauernd in ihm und nach allen Seiten wach und immer wieder irgendwie erfriſcht wie unter einem kühlen Lufthauch. Die Erfriſchung tritt nicht auf aus dem Reich des Geiſtigen, ſondern ſtets aus dem wirklich königlichen Daſein des Geſtalteten, und kommt immer auf eine Treue und blauäugige Wahrhaftigkeit heraus.

Manchmal will es ſcheinen, als ſei da Heimat und Bereitſchaft des Empfangs; allein ich will nun einmal nicht dorthin. Neuerlich habe ich angefangen mich aufs Zuſehen zu verlegen; vielleicht gewinne ich ſo die Einſichten, die zwiſchen den Widerſprüchen nicht heraus kommen wollen. Es iſt freilich ſchwer, ſein eigener Zuſchauer zu werden, wenn man ſich viel nötiger mit Hilfe beiſpringen ſollte.

Eines weiß ich ſicher, daß das Körperliche nirgends ſchöner blüht als hier im nordiſchen Herzen, und daß die Luft nirgends dichter mit dem geheimnisvollen Magnetismus des Überſinnlichen geladen iſt, als gerade über dieſem bekenntnisfrohen Daſein des Fleiſches. Du darfſt hier nicht von Paris reden; Paris iſt nach allem, was ich davon weiß, eine Schwingung, eine Erregung, eine Lockung ohne Wahrheitsbeweis, die Peitſche der Liebhaberin. Du darfſt auch nicht von Deinem Berlin reden. Berlin ſpricht nicht mit, wo von der Blüte des Körperlichen die Rede iſt. Berlin iſt Wille zwiſchen dem Stoff. Berlin iſt ſittlicher Zweck über dem bewegten Gut. Berlin iſt die Gebärde der Arbeit und die Verheißung der Materie. Aber Kopenhagen iſt die Blüte des Körperlichen unter dem ſchweren Duft des Überſinnlichen. Seine Schönheit flimmert nicht und hat keinen Willen. Sie exiſtiert ſtill erfreut in ſich ſelber und leuchtet unper-

ſönlich und unverbindlich aus ihren Formen heraus. Zu ihrer linken Hand ſchimmert der kühle Stern Englands, zu ihrer rechten kniſtert das heiße Brillantlicht der Pariſerin. Mitten dazwiſchen lächelt ihr bekränzter Mond, nicht ſo unnahbar, wie der engliſche Stern, mit geringerer Aufreizung als das franzöſiſche Diamantfeuer, gefährlicher als jener und heimlicher als dieſes, gegenwärtig, zwielicht, königinhaft, ſchweſterlich, ſommerabendlich, nicht überreich an Gütern, doch wohlgemut in ſeiner eigenen Schätzung, und an Haupt und Gliedern von unverborgen luſtvoller Kultur der Proportion. Was außer dieſer ſchwebenden Art ſchlägt, iſt immer noch nichts ſchlechtes, nämlich Paris oder London, aber doch nicht mehr Kopenhagen. Manches davon iſt auch Berlin; immerhin; Blut und Zeit laſſen ſich nicht völlig ignorieren. Jedoch es paſſiert ihnen wirklich ſelten; die Liebe iſt nicht groß.

Was die Dinge des Mannes angeht, ſo erkenne ich eine alte verwöhnte Reſidenz, die wie ein Herz im Bruſtraum ſich in eine für ſie allein vorbehaltene Bedeutung freiwillig und nach Geſchmack und Gefallen hineingewachſen hat. Sie brauchte nicht übermenſchlich zu wollen oder ſich die Laune zu verderben durch groteske Rivalitäten, ſondern da mußte eben eine Reſidenz ſein für eine Menſchheit, die weder

deutſch noch engliſch noch ruſſiſch war, und für die niemand ſonſt Zeit oder Intereſſe übrig hatte. Alles andere war nach außen Gelegenheit und nach innen einfache Sachlage, und man mußte ſchon ab und zu ein bißchen Unverſtand oder Übermut aufbringen, damit es zu einer Staatsaktion reichte. So ergab ſich infolge gänzlichen Mangels an Zankäpfeln nach Süden und Oſten hin das Verhältnis reiner Freiwilligkeit. Man bekam nichts aufdiktiert, ſondern nahm zu ſeiner eigenen wähleriſch beſtimmten Anlage von außen, was einem paßte und gut ſtand und von innen, was zweckmäßig nährte. Mit Gelegenheit machte man Reformation, weil Rom weit war, aber die ſchöne Wikingerzeit noch gar nicht ſo ſehr; außerdem ſchien es einfacher und praktiſcher. Man wurde etwas übermütig und fing mit der eigenen Familie Händel an. Man bekam auf die Finger. Man ließ nicht nach und gedieh auf einmal zur Größe. Zwar die Schweden, die vor den wilden Ruſſen ſtanden, hatten in dieſer rauhen Luft rote Backen und Fäuſte gewonnen und waren dafür, in ihrem Land ſelber Meiſter zu ſein. Sie ſtellten ihr ſchönes Stockholm unter den Himmel und taten noch dies und das; aber die Reſidenz Kopenhagen blieb das Herz des Nordens. Man mußte Norwegen an die Schweden abtreten. Die Norweger fingen ſich bei der Gelegenheit auch ſelber an zu fühlen und

wollten nun von den Schweden nichts wiſſen. Sie erlebten Steigerung an dieſer Oppoſition und brachten plötzlich Geſtirne hervor, Björnſon, das kleine Licht, das die norwegiſche Dämmerung und Ibſen, das große Licht, das den europäiſchen Tag regierte, dazu allerlei Sterne. Sie verabſchiedeten die ſchwediſche Hoheit und legten ihr Chriſtiania auf den Tiſch neben die andern Reſidenzen der ziviliſierten Welt. Aber Kopenhagen blieb das Herz des Nordens. Man ernährt ſich nach wie vor aus dem Hinterland durch eine kluge, rationell betriebene Landwirtſchaft und hat ſeinen ſichern, wohlgefälligen Handel mit ſeinen Kolonien, und im Übrigen iſt man, wer man iſt, behauptet ſeinen Tag und zieht ſich weiter vor niemand zurück. Man hat auch noch ſeit Vierundſechzig eine kleine politiſche Schärfe und davon neuerlich eine wohltuende imperialiſtiſche Note im Heft, mit der man zwar nie zu Strich und Streich kommen wird, die aber dazu beiträgt, ſich ſelber wieder um ſo viel gerechter zwiſchen den andern Erſcheinungen zu fühlen; und wenn man ſo geſtellt iſt in ſeinem Verhältnis zu ſeinem eigenen Daſein, ſo kann dieſe Steigerung des Selbſtbewußtſeins nur einen neuen Selbſtgenuß und eine Feſtigung der lieben Perſönlichkeit bedeuten.

Hat man ſich ſolchermaßen durch die Jahrhunderte heraufgebracht und behauptet, ſo ſteht man hochſinnig

auf der Schwelle des zwanzigſten Säkulums und ſieht ſich wohlwollend und intereſſiert in der bekannten Welt um. Man hat nicht nötig, zu dieſem Ende einen Ibſen hervorzubringen, was man auch nicht könnte, weil man ſich zu gut leiden mag dafür. Für einen Björnſon iſt man nicht maſſig und plump genug, auch wäre für die Kenntnis der Welt erſt recht nichts damit gewonnen. Kierkegaard, Peter Nanſen und J. P. Jacobſen beſorgen die Beleuchtung des inneren Zuſtandes und ſeiner modernen Bedingt- und Gewordenheiten; jedoch darüber hinaus gehen ſie nicht. Und die jungen Dänen reiſen jetzt. Da fährt einer einmal nach Hinterindien und läßt dort eine Rakete ſteigen: J. V. Jenſen. Zum Kuckuck, aha, ſo ſieht die Welt aus dort hinten? He, Sie dort, laſſen Sie noch ſo eine Kugel los! Das iſt doch verflucht intereſſant! Aber da ſteckt er ſchon in New-York und begeiſtert ſich über die große Brücke. Er begeiſtert ſich viel heftiger, als es ein Däne nötig hätte, und viel produktiver, als man's überhaupt einem von ihnen zutrauen wollte. Freilich iſt er kein Kopenhagener; er iſt in Jütland geboren, und das ändert viel. Er iſt ein Provinzler, und die kommen alle mit offenem Maul zur Welt. Sie wundern ſich ſchon gleich, daß ſie da ſind. Ein Kopenhagener würde nie ſo weit aus ſich herausgehen. Ein Kopenhagener würde ſich nie

ſo liebevoll mit den Dingen vermiſchen. Ein Kopenhagener würde nie bis zum Kuli und bis zur Singapurer Bordellbeſitzerin herabſteigen. Ein Kopenhagener hat überhaupt nicht nötig, daß er zu den Dingen geht; er iſt von alters gewöhnt, daß ſich die Dinge zu ihm bewegen. Und von den Dingen kommen nur die kultivierten in Betracht, nicht die wilden, bedürfnisloſen, denen es egal iſt, ob man von ihnen Kenntnis nimmt oder nicht, ſondern die zärtlichen, bedürftigen, die bloß exiſtieren, wenn man ſich ihrer bedient, und die dann eine Herrſchaft und Tyrannis aufrichten, wenn man ſich an ſie gewöhnt hat. Ein Kopenhagener ginge verloren in den Wäldern Hinterindiens wie ein Nagelpolierer, und käme gar nicht erſt dazu, eine Novelle darüber zu ſchreiben. Dafür gibt es aber kein europäiſches Parkett, das er nicht durch ſeine Anweſenheit um ein eigenes Intereſſe bereicherte. Nachdem alle Nationalitäten voreinander ihr Licht haben leuchten laſſen, werden ſie das Vergnügen erleben und den Reiz empfinden, es in ſeinem Prisma noch einmal auf eine ganz beſondere Weiſe gebrochen zu ſehen.

Was den überſinnlichen Duft angeht, der über dieſer nordiſchen Blume ſchwebt, ſo beſteht er wohl einfach in der Unverbrauchtheit der okkulten Kräfte. Sie ſteigen auf von dieſem ausgewählten

Leben wie Mittagsdünſte, und ſammeln ſich zu Bergen und Gebirgszügen kaum empfundener Sehnſucht, bis die geſpannte Elektrizität ſich in einem unvermuteten Gewitter jäh entladet. Vielleicht ſteht ihnen plötzlich unter ihren hellen Sommernächten ein abgrundtiefer Myſtiker auf und reißt ſie alle, unvorbereitete Weltkinder, die ſie ſind, in ſeinen Strudel hinunter. Am Ende ſind ſie doch keine Franzoſen, ſondern Germanen, und die anhaltende willkürliche Ausſchaltung der pſychiſchen Perſönlichkeit muß ſich ſo oder ſo einmal in der Reaktion quittieren. Vielleicht ſchweben ſie mit ihrem ſtark ausgebildeten Sozialismus und Radikalismus ſchon über der Vorſtufe dieſes Abſturzes. Freilich, auch im Sturm- und Wetterſchein einer neureligiöſen oder myſtiſch-philoſophiſchen Bewegung werden wir dort gute Haltung und eigenes Licht ſehen, weil man ſich damit zugleich wieder auf ſeine ariſtokratiſchen Inſtinkte beſinnen wird.

Möglicherweiſe greife ich mit der ganzen tiefſinnigen Hypotheſe nur mir ſelber in den Schopf, weil ich meine eigene Seele vermiſſe. Aber das iſt vielleicht gar nicht ſo ſchlimm. Ich werde kein ſo ſchlechter Regent ſein und darum das Szepter aus den Händen geben. Man muß dann eben mit dem Körperlichen weiter regieren. Das Geſchäft des Lebens will ſo oder ſo gemacht ſein.

Nun iſt auch das Meer erlebt. Ich habe die Reiſe mit einem der fröhlichen Hamburger Schiffe durch die Nordſee und um Skagen herum vollbracht. Es war allerdings keines der größeren; dafür kam man dem Geiſt des Meeres um ſo näher. Liebe Hedwig, mit deinem Heine iſt es in dieſem Fall nicht weit her. Seine Nordſeegeſänge ſind ſo nichtsſagend, äſthetiſch und äußerlich, daß ich nur mit Verlegenheit daran zurück denke und gar nicht wage, nun ſein Buch der Lieder wieder aufzuſchlagen aus Angſt, es könnte mir mit ſeinen Liebesklagen ebenſo gehen. Wellenroſſe, Sturm, Felſen, verſunkene Städte: macht denn das ein Meer aus? Ein Romantikermeer zur Not, ein Philologenmeer, ein Sommerfriſchlermeer, ein Höheretochtermeer, jedoch kein Ur- und Weltmeer, keinen Ur- und Weltſchoß des Lebens, keinen biologiſchen Begriffsabgrund eines Zeugungs- und Schöpfungsmeeres! Ein Begriff ohne Abgrund iſt keiner. Durfte das nach Goethe noch kommen, wenn wir an eine Erlöſung von unſern fünf Sinnen und an eine Vertiefung unſeres Weltgefühles glauben ſollen?

Aber das iſt es nicht, was ich über das Meer ſagen wollte, ſondern daß mir darüber die Ahnung des abſoluten, kaiſerlichen und unbedingten Daſeins aufgegangen iſt. Schön ſind auch unſre Alpen. Sie

ſind luſtig zum Anſehen mit ihren Felſenwänden, Waſſerfällen und Gletſchern. Es gibt zu den tiefſinnigſten Betrachtungen Anlaß, wenn im Juli den ganzen Tag die Lawinen herunterdonnern. Man kann ſogar bis zur Anſchauung der Größe gelangen dabei; allein es geht kein Abgrund auf darunter: wir ſind im Reich des Zufalls! Wir bewegen uns zwiſchen Willkürlichkeiten und ſkurrilen Einfällen. Wir ſehen uns um und empfinden: Romantik, Panorama, Guckkaſten. Die kindliche Spielerei der Waſſerfälle erleichtert uns. Der hopſende Rhythmus der Felſenzinken ſtimmt uns heiter. Der Anblick eines Eisfeldes gibt uns zu denken wegen der Vergleiche mit den Dingen des Todes, die uns von Dichtern und Predigern einfallen. Eine feiner organiſierte Seele ſtößt ſchon auf Unfruchtbarkeiten. Ein kultivierter Geiſt leidet Fegefeuerpein inmitten der Häufungen von Abgeſchmacktheiten und Kuliſſenreißereien, mit denen ihn nicht etwa das Wirken der Menſchen angrinſt, ſondern das Werk der mit ſo großer Emphaſe gelobten und ausgetrommelten Bildnerin Natur. Freilich iſt meine Heimat auserwählt unter den Vaterländern, aber nicht da, wo die Felſen übereinander wuchten und ſtürzen, ſondern da, wo die Melodien der grünen Hügelzüge aufklingen und die bewaldeten Berge dahinter hinziehen wie Karawanen mit Gütern ſchwer beladener Laſttiere. Da iſt

bildendes Prinzip. Da iſt Form. Da iſt Zukunft. Alles andere iſt unnütz. Wir ſollten unſere dummen Waſſerfällchen in Arbeitskittel ſtecken und ſie was tun lehren. Sie ſollen Elektrizität bereiten und Werke treiben. Sie ſollen an unſrer Kultur arbeiten helfen, die wir haben mit Maſchinen und Naturgewalten, ſtatt völlig zwecklos einfach nach den Geſetzen der Schwere über Abſtürze herunter zu fallen und leer aus Felſenlöchern hervor zu ſchießen, ein Spiel für Kinder und rückwärts gewandte Köpfe, und für arme Narren und gelangweilte Engländer. Wenn die Stromſchnellen des Rheins in Schleuſen für die Schiffahrt und Kraftleitungen für den techniſchen Willen umgewertet ſein werden, wird man ſie erſt ohne das ekelhafte Gefühl der Öde und Überflüſſigkeit betrachten können, das man jetzt dabei empfindet. Und gibt es dann bei der Entlaſſung des dienſtreichen Elementes einen notwendigen Waſſerfall und Strudel, ſo wollen wir ihn mit Gefallen anſehen.

Jedoch das Meer iſt Ewigkeit. Das Meer hat unter den Erſcheinungen göttlichen Rang, weil es unumgänglich iſt. Es iſt nicht möglich, daß es kein Meer gäbe, aber es wäre möglich, daß man keine Landſchaft hätte. Dann exiſtierte immerhin Leben im Schoß des Meeres. Das iſt das andere Argument für die Göttlichkeit des Meeres: es iſt die Er-

laubnis und die Mutter des Lebens. Der Vater iſt der Wille. Dieſe ſeine allerhöchſte Bedeutung und Fruchtbarkeit läßt keinen Raum für philologiſche Gefühle oder Betrachtungen. Es iſt wie jede echte Größe ſchickſallos und darum unromantiſch. Wer ſich mit ſeiner Ahnung über dieſen Abgrund verbreitet, wächſt wie eine Wolke und ſchwärmt aus wie ein Nebel. Siehe, die Schiffe der hoffnungsvollen metaphyſiſchen Spekulation rauſchen unter ſeiner Andacht daher. Sie ziehen farbige Wimpel auf und rufen einander zu: „Gebt Acht! Gebt Acht! Wir haben wertvolles Gut an Bord!“ Sie leuchten mit den Scheinwerfern der Sehnſucht ihre Bahnen ab und werfen Lote der exakten Forſchung aus, um den Grund zu erkunden. Aber bald iſt kein Grund da und bald knirſcht der Kiel über ein Riff, und der Kurs iſt längſt verloren. Ich glaube, ich will mich mit meiner Andacht aufheben, und Sonne und Mond Raum geben. Und die Schiffe will ich dem Wind überlaſſen; ſie kommen doch an kein Ziel.

Übermorgen reiſe ich nach Schweden und Norwegen ab, ohne Hoffnung, ohne Sehnſucht, ohne Lichter, unter heftigem Mangel an allem, was not tut und was wohl lautet. Liebe Hedwig, hilf mir!

Hochgeliebte Frau Hedwig, der Winter hat uns genarrt. Als Du im Schnellzug wegfuhrſt, regnete es; und Du warſt kaum wieder in Deinem Berlin, und ich hatte nur eben reſigniert die kurze Hoſe ausgezogen und weggehängt, da ſchmiß es uns über Nacht eine zweite Auflage Schnee in die Straßen, machte einen Matſch daraus und gefror darüber, kam erſt recht in Eifer und ſchuf uns innerhalb einer halben Woche noch einmal das ganze Land voll Schlittenbahnen, Skifelder und Schlittſchuheis. Aber Du biſt nicht mehr da, und ſo mag ich auch nicht mittun. Statt deſſen ſetze ich mich hin und bringe meine Maſchine zum Singen, von Deiner Güte und Schönheit, vom rotwangigen Sport und von Deinem einzigen Berlin, das da weit drunten im Süden um Dich her donnert und blitzt. Du ſagteſt: „Man vernimmt nichts mehr von ihm. Aber es iſt kein Wunder, er iſt von ſeinem beſſeren Teil fern. Ich muß ihm wieder einen lebendigen Odem einblaſen!“ Du ſchwangſt Deine mutwillige Gerte um einen ungeliebten Kopf und eilteſt, einem deſto geliebteren ſozuſagen wieder auf die Beine zu helfen. Und jetzt lebe ich wieder. Ich rauche wie ein Berg. Mein Herz ſchlägt aus, acht Wochen vor dem Frühling her. Meine Eingeweide blühen. Und mein Kopf grünt

wie eine Wieſe. Schönſte, erleſenſte Frau, das ſoll nicht vergeſſen werden, wie Du in das Klappern meiner Maſchine ungehört hereintratſt und mir eine Weile über die Schulter zuſahſt, und ich Dich dann plötzlich am Duft merkte. Was tat ich da, und was für ein Geſicht machte ich? Ich wollte Dich immer danach fragen die ganze Zeit, und immer trat der unbegreifliche Reiz Deiner Gegenwart dazwiſchen, und es gab etwas anderes.

Aber Lob und Preis ſei Dir und ein ganzes lachendes Antlitz voll Dank. Und zwei rieſengroße Hände voll Segen über Dich, Gottesbefreierin. Denn wie fandeſt Du mich? Gebunden, verſtrickt und verlaſſen im dunkelſten Verließ der Melancholie, wo die Ratten der Philoſophien und Philologien an den Wurzeln des Lebens nagen und die Fledermäuſe der Myſtik das Dunkel mit geheimnisvollem Stumpfſinn beleben. Du tateſt meine Verandatür auf, daß das ſchöne klare Schneelicht und die mutige Januarkälte mit einem ganzen Wald von Wintermelodien in meine zärtliche Stubenwärme hereinſtrömten und auf eine geheime Weiſe brauſten, daß man ſich wunderte und angefangen hätte, ſich zu beſinnen, wenn Du es einem nicht ſchnell überflüſſig gemacht hätteſt. Du lachteſt — und wenn Du ſo lachſt, mit allen Deinen Glocken, ſo muß ich immer ſchlucken, wie vor einer Schüſſel

Apfelmus mit Zimmet —, und ſtandeſt in Deinem Reiſekleid und mit den lichten Wangen darüber da wie die leibhafte jüngſte Tochter oder Nichte des verſchollenen Königs Winter. Und Du ſagteſt — und ſetzteſt einen wichtigen Kopf auf dabei —: „Hans Himmelhoch", ſagteſt Du: „Immer hübſch hinaus ſehen, nicht hinein. Drin iſt nur Aufgang und Untergang, und wir verſtehen uns auf keins von beiden. Aber draußen iſt die Gegenwart und eine Menge Wirklichkeit." Dann trateſt Du an meinen Schreibtiſch und klappteſt mir alle dreizehn aufgeſchlagenen Dichter und Denker nacheinander zu, ſtülpteſt den Kaſten über meine Maſchine, und gabſt allen Geiſtern in meinem Namen Urlaub. Du befahlſt Kniehoſen und Fauſthandſchuhe und die weiße Schneejacke. Was machten wir jetzt zuerſt? Schlittſchuhlaufen? Bitte nein. Schlittſchuhlaufen war für Primaner und Backfiſche. Und für Brautleute unter Aufſicht. Oder gab es hier herum fünf Kilometer freies Eis? Na freilich, immerhin; auf dem Fjord doch. Aber außerdem Schlittenbahnen von noch ganz anderer Länge. Zum Beiſpiel dort hinterm Berg hinunter. Oder hier vor dem Wald her. Drüben war's ſchöner bei Tag, weil es ſich mit Felſen, Waſſerſprüngen und Tannengründen romantiſch machte. Jedoch hüben ſchien gerade der Mond nachts her, nämlich der alte Wikinger-

und Normannenmond, den ſie hier noch immer haben. Sie haben auch die alten Seeräuberſterne noch. Und dazu ſchimmerte das Fjordeis herauf. Das war ein ganz beſonderes Eis, mußteſt Du wiſſen. Wenn man's auf die Zunge nahm, ſo ſengte es zuerſt mit kaltem Feuer und ätzte dann mit Salz nach. Du dachteſt dabei an Ibſen. Björnſon war kein echter Norweger; er war ein ganz gewöhnlicher philologiſcher Weltliteratur-Dichter, mit liberalem Einſchlag, Speiſeeis, Erdbeerglace. Und die übrigen Norweger hatten nur die Temperatur vom Fjordeis und die Seelenfarbe, die ihnen aus den Augen heraus guckte.

Geliebte Frau Hedwig, ich bleibe dabei: Du biſt ſchuld, daß wir das erſte Mal purzelten. Ich ſpüre doch vorn am Steuer, wenn ſich hinten eins nicht ruhig hält. Aber es war göttlich, vornehmlich, weil Du mir in die Arme flogſt dabei. Ich begreife nur den Hergang nicht recht. Ich überſchlug mich doch zweimal im Schnee: wo kamſt dann Du noch ſo ſpät her? Weißt Du, und unſer Schlitten machte ſich davon den Berg hinunter, wie ein Hund mit der Leine hinterher. Vom Purzelbaum waren mir alle philoſophiſchen Syſteme im Kopf voneinander gerumpelt. Und vom Gelächter hinter dem tollen Schlitten drein fielen mir die erſten zehn Jahre vom Rücken; es waren zwar immer noch fünfzig ſtatt dreißig. Du

ſtampfteſt Dir den Schnee von den zierlichen Füßen, und ich lief den Schlitten holen. Der hatte ſich mit den Hörnern in einem Buſch am Weg gefangen wie weiland Abrahams Widder. Und weiter ging's den Berg hinunter, erſt noch ein wenig zurückhaltend, aber bald wieder mit Schnellzuggeſchwindigkeit. Ha, wie einem die Augen im Kopf munter wurden! Da gab es ganz andere Dinge zu leſen als Buchſtaben. Man ſpürte ſie ordentlich ſich dem Licht entgegenrecken, auf himmelblauen Stöckchen wie Schneckenaugen. Alte, halbvergeſſene Naturinſtinkte wurden plötzlich wieder wach. Achtung! Hopp! Eine Bodenwelle. Man zog die Schultern ein. Und jetzt ſpannte man ſich zuſammen wie einen Bogen, weil eine Kurve kam. Ssss! ſauſte der Wind. Silbern flogen links die Felſen vorbei. Rechts drunten lag der winterliche Wald. Wir fuhren höher als alle tauſendjährigen Wipfel. Wir flogen ſchneller als alle Vögel. Vor uns tauchte ein anderer Schlitten auf. Er ging nicht gut, ſozuſagen unſchlüſſig. Siehſt Du, ſo was kann man auch im berühmten Norwegen treffen. Von uns aus geſehen guckt das alles ſo nach Frithjof Nanſen drein. Laß doch ſehen, ob wir den Wikinger-enkel überrennen können. Her jetzt mit der vielbe-rufenen Spekulation! Aber das iſt nichts. Nur Rechnung! Die kürzeſten Kurven! Die ſchärfſten

Fälle! Manchmal auch das gerade Gegenteil. Lauter flinke, blanke Willensentſchlüſſe. Lauter objektive Sinneswahrnehmungen! Herrgott, konnte das Leben unter Umſtänden einfach ſein! Wir kamen ihm ſchon näher. Übrigens war das nicht nur ein Fahrer; es waren mindeſtens zwei. Aha, ein Pärchen. Siehſt Du wohl! Und flachsblond natürlich. Und das Mädchen ſaß ſchief auf dem Schlitten. Kein Talent! Jetzt verſchwanden ſie um den Felſenſtiefel. In zwanzig Sekunden waren wir auch da. Spannung: die Kurve mußte doch ihre Mucken haben. Natürlich, hatte ſie auch! Teufel nochmal! Voila! Da lagen ſie hingewirbelt mitten auf der Bahn, die Wikingerenkel, fünfzehn Schritt vor uns, und rechneten an ihren Extremitäten herum. Links der Fels, rechts drunten die Baumwipfel, drei Sekunden Zeit zu Überlegung und Hauptzug. „Hans! Hans! Bremſen!“ Schon zu ſpät. Aber nicht bange ſein. Achtung! Ein Augenmaß, ein Ruck. Der Schlitten tat einen Sprung am Abgrund hin, hoho, haarſcharf! ach, und wir ſtäubten auf freier Bahn weiter wie die ſeligen Geiſter. Ich abermals um zehn Jahre jünger. Ssss! ſauſte der Wind. Wie Silberfaſane rauſchten links die Felſen auf und flogen vorbei. Drunten lag der winterliche Wald und dröhnte. Wovon dröhnte er? Von den Holzhauern, die Bäume fällten. Weit vor uns den

Berg, der jetzt mit den weißen Hängen aufſteigt über dem Dorf in der halben Tiefe — ſiehſt Du ihn? — den werden wir morgen mit unſern Skiern verſuchen. Wie ich laufe? Du wirſt ja ſehen.

Das eine iſt metaphyſiſch, und das andere iſt geſund. Wenn wir ſagen: „Sport", ſo haben wir vieles in einem Laut; aber was man nicht wiſſen kann, davon iſt nichts dabei. Nein, der Menſch iſt doch kein rein geiſtiges Weſen. Überhaupt, reiner Geiſt, was iſt das? Nichts. Die Widerſtände machen uns wirklich und wert. Du gleiteſt vor mir her auf Deinen Skiern einen beſchneiten Abhang hinab; Du überfliegſt eine Bodenwelle und ich ſehe: es exiſtiert Überwindung. Die ernſte Neigung des Berges gibt mir zwar eine gleichnisweiſe Anſchauung der Endlichkeit. Doch die hohe Folge der weißen Kuppen und der ragenden Gipfel bringt mir im Gegenteil den Begriff Unverlierbarkeit der Wirkung darüber herauf. Es iſt kein Gleichnis, ſondern Wiſſenſchaft. Wenn Du Dich im Angeſicht der ewigen Berge mit Deinem gleichmütig graziöſen Frauentakt unentwegt weiter bewegſt und ſtill und klug Deiner Melodie nachgehſt, ſo bekomme ich auch eine Ahnung davon, was das iſt, die Abſolutheit einer Seele. Und faſſe ich Dich mit Berg und Wald und Wolke zuſammen in einen geſtillten und andächtigen Blick, ſo

habe ich auf einen Moment den Menſchen ſelber. Süße Frau, freilich haſt Du recht. Was hilft mir alle Sittenlehre? Entweder ſie verdammt mich, oder ich verdamme ſie. Gutſein iſt alles. Und das lernt man nicht mit dem Kopf, ſondern wie das Waſſer, das ſeinen See füllt, mit dem Gefühl. Die Harmonie! Darin liegt's. Du haſt ſie. Und Du biſt gut. Ich war es auch, ſo lang ich in Deinem frommen Schiff den Wohllaut der Natur wie ein Meer befuhr. Wir ſuchen Ausblickspunkte, Einblickspunkte, und iſt doch kein beſſerer, als auf dem wir mit feſten Füßen ſtehen.

Aber noch etwas über den Sport, das mir inzwiſchen beigekommen iſt. Sport iſt Sammlung. Sammlung zerſtreuter und enttäuſchter Kräfte. Wir haben deren viele allerorten. Sport gegen Eremitentum. Wahrſcheinlich liegt uns zurzeit nichts Wichtigeres ob, als zu ſammeln. Das iſt die ſittliche Miſſion des Sports. Vielleicht iſt er auch eine Kur gegen den Lebensdilettantismus.

Liebe ſchöne Frau, werde ich dieſen Sommer mit Dir Tennis ſpielen und ſegeln?

Jetzt zierſt Du wieder Dein berühmtes Berlin und läßt Deine Equipage durch den Tiergarten rollen, und alle Leute ſehen zu Dir hinein und denken: „Das iſt eine freudige und feine Frau, die da drinnen ſitzt!“

Manche ſagen's auch laut. Allein Du kümmerſt Dich nicht um ſie, ſondern denkſt an Deine erlauchten Einkäufe, die Du nachher machen willſt. Und dazwiſchen auch ein wenig an Deinen Hans Himmelhoch. Der Kutſcher winkt mit der Peitſche, daß die Straße immer ſchön frei iſt für Dich und Deine beiden Goldfüchſe. Der Neue See iſt jetzt wieder zugefroren und wimmelt von Schlittſchuhläufern aller Grade und Alter. Du wendeſt ihnen einen flüchtigen Blick zu zwiſchen den fünfhundertjährigen Bäumen hindurch. Die Bäume ſind weiß von Reif und Schnee, und alle Tiefen ſchimmern märchenduftig zu Dir her mit ſilbernen Hallen und Toren. Elfenkönigsſtimmung am hellen Tag. Still grüßt dazwiſchen und wehmütig hinter ihrem zugefrorenen Waſſerſpiegel die Kaiſer Friedrich Gedächtniskirche zur Linken her. Iſt ſie nicht im Sommer die gefallſüchtigſte Kirche Berlins? Ein wahres Kokettchen von einer Kirche! Sie ſpiegelt ſich den langen geſchlagenen Tag und auch nachts, wenn der Mond ſcheint, mit ihrer Berliner Grazie aus ihrem grünen Schmuckwerk heraus in dem kleinen Teich, der vor ihr ausgebreitet liegt, und es geht kein Spaziergänger vorbei, den ſie nicht fragt, wie hübſch er ſie finde. Aber die Autos nehmen doch ſchon lange keine Notiz mehr von ihr.

Der Große Stern kommt mit der bronzenen Hof-

jagd in der Runde und dem unvermeidlichen Sankt Hubertus vor dem ſtummen Hirſchprediger. Rechts zwiſchen den Bäumen hält die Walküre auf ihrem Roß. Wieder links weißt Du das kleine Sodoma der volksvergnüglichen Zelte und Konzertgärten; Du ſiehſt natürlich nicht hin. Seitdem ich mit Dir die Ehre hatte, tat ich's auch nicht mehr. Freilich jetzt wollt ich ihnen doch heimlich zunicken, wenn ich nur wieder durch Deinen und des Kaiſers ſchönen Tiergarten luſtwandeln dürfte. Der Kaiſer, haja! Gerade kommt er angeritten mit ſeiner Kaiſerin an der Seite und drei jungen Söhnen hinter ſich. Er wendet ſich halb zurück und ſagt etwas, und alle lachen, aber die Söhne nur zerſtreut und höflich, denn ſie gucken in Dein Wagenfenſter. Die Siegesallee blinkt auf mit ihren hundert marmornen Fürſten und Königen. Vom untern Ende winkt der Rolandsbrunnen, und vom oberen hoch herab die Göttin Viktoria. Noch eine Minute, ſo wendeſt Du Deine großen Augen die Sommerſtraße hinauf und blickſt auf das Reichstagsgebäude mit der goldenen Kuppel und dem gelaſſenen Trotz der vier Ecktürme. Bereits flüſtern Deine Gummiräder dem Brandenburger Tor zu, das mit dem Edelmut ſeines antiken Gleichmaßes groß und dauerwert vor Deinem Kutſcher aufragt. Die Hufe Deiner Pferde läuten ſilbern durch die Torwölbung. Dann tut ſich die lichte

Freiheit des Pariſer Platzes vor ihnen auf, aus der breit und reich zwiſchen vielfachen Ufern der Rhein und Miſſiſippi des bedeutenden Lebens ſich ergießt: Unter den Linden! Die Herzſchlagader der preußiſch-deutſchen Geſchichte. Der Triumphweg der ſiegreichen Heere, vaterländiſcher und fremder. Die ſchimmernde Spielbahn des Neujahrskorſos. Und wenn die gekrönten Equipagen zum Schloß fahren, wo das alljährliche Ordensfeſt wieder aufgeglüht iſt: ach, wie vornehm blicken da die Lakaien! Und wie mutig ſtampfen die Roſſe! Hinter den Fenſtern glänzen Uniformen und leuchten rote Wangen in Wolken von Pelz und Spitzen, und manchmal ſchimmert ein weißer Arm auf, wenn eine Hand nach geſchmücktem Haar hochfliegt.

Du ſchwebſt bei Kranzler vorbei, wo der philoſophiſch mokante Nachmittagskaffee auf der kleinen Terraſſe getrunken werden kann. Vor dem hiſtoriſchen Cafee Bauer grüßt Dich jemand. Gleich noch wer. Du fährſt noch immer nicht die Friedrichſtraße hinauf, ſondern am Alten Fritz vorbei, weil es beſſer ausgibt im Tempo und im Anſehen, mitten zwiſchen die wohl erwogene Harmonie der Königspaläſte, Dome, Theater und Ruhmeshallen hinein. Als ich noch um Dich her im Lichte wandelte, ließeſt Du etwa beim Alten Fritz einen dunklen Pfennig aus dem Wagen-

fenſter auf den Aſphalt gleiten, wenn ich Dich irgendwo auf eine gewiſſe Weiſe ſchnell mit einem Blick grüßen durfte, und ein Zweipfennigſtück, wenn es einen Feſttag geben konnte. Ich habe ſie alle aufgehoben, und weil Du neulich Dein gutes Herz übermäßig rühmteſt, zähle ich ſie jetzt nach. Liebe Hedwig, elf Pfennige und vier Zweipfennigſtücke. Von einem ganzen langen Winter und Vorfrühling.

Inzwiſchen biſt Du mir beim königlichen Palaſt aus den Augen gekommen. Ich weiß, nun fährſt Du um den Marſtall herum und über den Spittelmarkt in die Leipziger Straße. Ich nehme an, Du haſt mir einen Pfennig fallen laſſen. Mithin darf ich Dich um fünf Uhr bei Wertheim im Erfriſchungsraum ſehen. Nur ſehen. Ich darf auch in Deiner Nähe ſitzen und Dich betrachten, und Dir zu Deiner guten Schokolade ein leichtes Leben wünſchen in Gedanken. Vielleicht läßt Du mir Dein ſpitzenbeſetztes Taſchentüchelchen liegen oder einen Handſchuh, wie ich Dich gebeten habe, daß doch was von Dir bei mir zu Hauſe iſt. Möbius nennt das Fetiſchismus, aber es iſt mir piepe. Wer es nicht begreift, der iſt ein Eſel.

Es iſt drei Uhr vorbei, und ſo will ich mich noch ein wenig in Deinem königlichen Berlin umtreiben. Ich komme an die Spree und auf die

Schloßbrücke. Da habe ich einen würdigen und vielsagenden Rundblick. Die Linden hinauf ſtehen mir rechts das Zeughaus, aus dem ſie früher ihre Siege und Niederlagen montierten, die Neue Wache, die den alten Geiſt weiter hütet, die Univerſität, die Tag für Tag illuminiert und aber nachts mit erlauchten Geſpenſtern lebendig ſteht, mitten im Fahrſtrom das mutige Denkmal des Alten Fritzen, links das Kaiſerliche Palais, in dem von Zeit zu Zeit einmal die weiße Dame umgeht, neuerlich ziemlich oft, das Opernhaus, das vormals Kronprinzliche Palais, weiterhin über der Spree das fahnenfreudige Denkmal für Kaiſer Wilhelm den Erſten, gegenüber das Königliche Schloß mit der unſteten modernen Seele darin, der Luſtgarten, der neue Dom, das Alte Muſeum, und hinter dieſem ungeſehen die internationale Bedeutung des Kaiſer Friedrich Muſeums und die tiefdeutſche der Nationalgalerie.

Hier grüßt mich auch das bekannte Ufer, wo im Herbſt die Apfelkähne liegen, Bord bei Bord, rot, gelb und auch grün, daß einem das Herz torflügelweit aufgeht vor der vielen Maſſe (Dein Wort!) Herbſtſegen. Breit und feſt und tief im Waſſer fahren ſie hinter ihren Schleppern unter dem Königlichen Schloß vorbei, und die Schiffer ſehen hinauf zu den hohen Fenſtern, und ihr breites, feſtes Märkerherz

fährt allezeit tief und mit Wünſchen wohl beladen in der wunderſchönen Flut der Vaterlandsliebe mit Gott für den König, der da im Schloß reſidiert, und für den Kronprinzen. Und ſo hält es der Pommer, und ſo hält es der Weſtfale, und ſo hält es der Berliner. Es iſt wahr, der Berliner iſt mit dem Redzeug immer friſch bei der Hand, und vor den Idealen ſteht er mit einem gottloſen Kopf. Aber wenn er den Kaiſer oder ſeinen Sohn zu ſehen kriegt, ſo muß er notwendig den Hut ſchwenken und Hurra rufen. Iſt er alſo nicht ein guter Kerl? O ihr Süddeutſchen und ihr Öſterreicher, und ihr lieben Schweizer, laßt es euch von mir ſagen, und laßt euch von mir den Floh aus dem bangen Ohr nehmen. Denn erſtens gibt es in Berlin nicht mehr echte Berliner, als in einem ganz kleinen Provinzſtädtchen Platz haben. Und zweitens iſt die Miſchung der Charaktere dort kein bißchen lauſiger als in München oder Wien, oder in Baſel. Nur daß die Superlative ein wenig laut werden, weil ſie in Menge vorhanden ſind. Zum Beiſpiel, zwei Millionen Einwohner auf ſechzig Quadratkilometer: das iſt ein Superlativ. Geiſtige Metropole: das iſt auch einer. Indeſſen wer hält ſie wach? Die hellen Köpfe aus den Provinzen. Wirtſchaftlicher Brennpunkt: wieder ein Superlativ. Berliner Kunſtausſtellung, Berliner Verlag, Berliner Theater,

Berliner Große Elektrizitätsgeſellſchaft, Berliner Hoch- und Untergrundbahn, Berliner Stadtbahn, Berliner Konzerte, Berliner Saiſon, Berliner Muſeen, Berliner Straßenbauweſen, Berliner Architektur, Berliner Hinz und Berliner Kunz: alles Superlative. Das Gemeinweſen Berlin iſt der Superlativ der deutſchen Tat und der deutſchen Sammlung, Deutſchland in höchſter Potenz, der Kernſtern des deutſchen Weltnebels. In Berlin ſieht man, was man in Deutſchland kann. Der Pariſer prahlt auch nicht wenig, weil er weiß, was er leiſtet und bewegt. Und der Krähwinkler prahlt ebenfalls, aber er leiſtet nichts, als Infanteriſten für den König, und hat leider nichts zu bewegen, als den Miſt aus dem Stall.

Wenn ich wütend bin, komme ich ins Laufen und vergeſſe allerlei. Zum Beiſpiel ein Rendezvous. Ich ſehe auf die Uhr: dreiviertel Fünf. Ich orientiere mich. Stralauer Platz, eine Stunde von Wertheim entfernt. Und um fünf Uhr ſoll ich Audienz haben. Aber ich bin nicht verlegen. Nämlich da ſcheint die Winterſonne in die weitausblickenden Fenſter des Stralauer Hochbahnhofes, und ich ſteige kurz entſchloſſen die Treppe hinauf. Unterwegs ziehe ich einem Automaten für zwanzig Pfennige ein Billett aus der Bruſt. In Dachhöhe über der Straße trete ich in einen ſchönen, langen, gelben elektriſchen Wagen, der

gerade in ſeinem Zug hergeſauſt kommt und nur eine halbe Minute ſehr ungeduldig hält. Und los geht's mit mir wie in Sturm und Gewitter. Immer in Haushöhe über der Straße. Ich ſehe den Berlinern in aller Geſchwindigkeit durch die Fenſter auf Tiſch und Bett. Dort ſpielt eine Tochter Klavier. Hier wird ein Brief aufgeſetzt. Eine Werkſtatt voll Schneider fliegt vorbei. Eine Stube voll Kaffeefreundinnen hinterher. Unten kriechen die Droſchken die Straßen entlang. Ich ſchwebe ſchon über der Spree und ſehe hochhin die Waſſerfreie hinauf und hinab. Brücke hinter Brücke ſpannt ſich über die freudige Erlaubnis. Aufwärts und abwärts ziehen Schiffszüge. Öſtlich in Nebelferne öffnet ſich das flache Land. Rings nur Berlin. Ein atlantiſcher Ozean von Häuſern und Straßen. Weſther grüßt der Dom aus Dunſt und Dampf, fern, wie aus einer andern Stadt. Dahinter ſteht die Abendſonne. Ich ſchwanke in meiner Höhe. Ich donnere. Ich blitze auch. In meinem Wagen fliegen Feuerbrände durcheinander vom Sonnenuntergang. Nun raſen wir an einer Kirche vorbei. Der Luftzug wirft ihr den Wetterhahn auf dem Turm herum. Aber ſieh doch, von links in der freien Bläue zieht ſich der dunkle Bogen einer zweiten Bahn herbei, hochgeſtützt und kühn, und noch einmal um den Betrag eines kleinen Hauſes höher

als die unſre. Doch wir beginnen zu ſteigen, merke ich. Unſre Fenſterausſchnitte ſtehen ſchräg gegen den Himmel. Ein Gegenzug wetterleuchtet an uns vorbei. Über uns donnert ein anderer in unſrer Richtung vor uns her. Es dauert nicht mehr lange, ſo fliegen wir auf ſeiner Höhe. Unten tut ſich eine beiſpiellos tätige Weite auf, ein rauchendes Strombett, ein Nildelta aus Stahl und Eiſen: der Anhalter Bahnhof. Eine Provinz von einem Bahnhof. Dicht nebeneinander und leuchtend unterm Nachglühen des Abendrotes Geleiſe bei Geleiſe, wie Telegraphendrähte überm Hauptpoſtamt. Und darauf für jede Stadt des Reiches ein Zug. Wie Weberſchiffe ſchießen Lokomotiven hin und her. Und gerade blitzen über die ganze Weite die elektriſchen Bogenlampen auf und die fünftauſend Signallichter, rot, grün und weiß. Wir müſſen von unten betrachtet ausſehen wie ein gelbes Sonnenwölkchen auf der Reiſe. Indeſſen haben wir das Zeichen überflogen und die Bahn ſenkt ſich. Auffallend ſenkt ſie ſich. Wir fahren ſchräg an den Häuſern hinunter. Jetzt ſind wir zu ebener Erde angelangt, und nun verſinken wir ſchon in Kellertiefe. Der Zug kreiſcht. Der Zug johlt. Der Zug brüllt. Irgend ein ziemlich gottloſes Liedchen brüllt er. Es iſt ſo gut, als fuhrwerkten wir durch den Bauch der Erde, ſo finſter iſt es vor den Fenſtern draußen. Aber da kommt Helligkeit auf.

Sie mehrt ſich. Die Wände weichen. Der Raum weitet ſich. Wir fahren in den Potsdamer Untergrundbahnhof ein.

Ich habe wieder mit Liſt und Glück die wilde Brandung des Potsdamer Platzes durchſchwommen, und nun grüßt mich von der Leipziger Straße her der edle Wertheim-Bau. Ich laſſe wohlgefällig und auf eine Art liebkoſend meine Augen an ſeiner geiſtreichen Gliederung niedergleiten, wie an den Falten eines wohlgelungenen Frauenkleides. Dann nimmt mich der Völkermarkt des Weltgeſchäftes auf, das ſeine Seele ausmacht. Eine volltönige und vielverwaltende Großfrauenſeele. Ich treibe wieder gelaſſen von Raum zu Raum. Bei Wertheim merke ich nie etwas von Haſt an mir. Nur Zufriedenheit. Es wird verkauft und gekauft im großen Stil, und jedermann bezahlt bar. Darin liegt entſchieden Beruhigung. Daneben kann ich an Aſien denken und an Amerika, und an alle Länder und Weltteile, die hier mit Produkten Markt halten. Ich gehe den Weg der Waren zurück und ſehe Beduinenkarawanen, Elefantenpoſten und Maultierzüge. Ich habe wieder viele Fäden in der Hand. Indes wie ich meine, die rote Wüſtenſonne geht mir auf, ſo iſt es das mutige Wunder Deines Winterhutes, Hedwig. Meine Augen verneigen ſich vor Dir und küſſen den Saum Deines Daſeins. In

den Deinen glänzt der ſtille Abendmond Deiner Güte auf, und um Deine Lippen bemerke ich den ſanften Schwung der Liebe. Wahrſcheinlich läßt Du mir jetzt Deinen Handſchuh liegen.

Sei gegrüßt!

6.

Verehrte Frau und Dame Hedwig, warum haſt Du mich allein nach Paris gehen laſſen? Kannteſt du mich nicht beſſer? Und kannteſt Du auch Dein Paris nicht beſſer? Dein Paris gibt es gar nicht, wenn Du darin fehlſt. In Deinem Paris biſt Du die Hauptſache, und wenn Du es einen guten Jungen erleben laſſen willſt, ſo mußt Du Dich dazu bekennen und dazwiſchen ſein. Sonſt erlebt er etwas ganz anderes und kommt in Verlegenheit.

Liebſte Hedwig, ich bin überall geweſen, wo Du mich hingeſchickt haſt, ſogar im Mordprozeß. Ich habe fortgeſetzt verſucht, mich zu amüſieren, und habe meinen tiefſinnigen Eſel genau auf der optimiſtiſchen Spur Deines hübſchen Pferdchens getrieben. Ich habe nach Deinen Angaben allerlei Champagner getrunken, und mit allerlei Damen in allerlei Lokalen allerlei weltmänniſche Tänze angegeben, wozu Du mich mit Geld verſorgt haſt. Ich kann Dir verſichern, daß ich

meine Sache gut gemacht habe und mir manchmal verflucht durchtrieben vorgekommen bin; aber Du überschätzeſt dabei gewiß etwas. Es bleibt doch alles diesſeitig. Man ſpielt eine Stunde mit der ſtupiden Beſtie und nimmt ſich vor dem Giftzahn in acht; dann geht man ſeiner Wege weiter und lacht ſelbſtbetrügeriſch auf, weil man ſich eigentlich genieren wollte. Ich bin auch in Deinen Varietees geweſen, wo die dummen Beine herumfliegen und der Jongleur ſüßlich lächelt. Ich habe in Deinen Theatern Deine Stücke geſehen und Deine Muſik gehört, und bin als ein fremder ſagenhafter Feuerſalamander zwiſchen den Parkettheringen im ſchöngefärbten Herzwaſſer der Operettenrührung geſchwommen und im laulich ſündhaften Zötchenſtrudel des pikanten Pariſer Schwankes. Aber weil Du nirgends daneben ſaßeſt und dich freuteſt, ſo hatte ich keinen Grund, nachſichtig zu ſein, und das iſt wahrſcheinlich ein Unglück. Liebe ſchöne Frau, Du haſt eigentlich doch keinen rechten Geſchmack und biſt vielleicht kein rechter Menſch. Du weißt auf das Atom, welches Parfüm vornehm riecht und welches weniger, und wieviel man von jedem nehmen darf; das imponiert mir immer noch. In Toilettenfragen biſt Du eine unübertroffene Erfinderin und Richterin. Wie man ein Champagnerglas faßt, eine Auſter ißt, ein Kleid rafft, kann man nirgends reizender erfah-

ren als bei Dir. Aber wie man in Paris eine unſterbliche Seele die blühenden Wege Gottes führt, und wie man den Geiſt des Lebens zum Singen bringt, davon iſt Deinem Kopf nicht viel bekannt. Du haſt mir in Deinem Hotel Dein Zimmer beſtellt, und ich habe in Deinem Bett geſchlafen alle zwanzig Nächte; das war lieb, und es kam Fürſprache davon. Allein Du haſt mich in die Mordaffäre geſchickt, und ſeitdem ich dieſes Dein Intereſſe erlebt habe, tuſt Du mir auf irgend eine Weiſe leid; und manchmal ärgere ich mich ſogar über Dich. Wenn Du mir doch ſagen könnteſt, wer Du biſt! Jetzt muß ich ſelber darüber nachdenken, und man kann nun nicht wiſſen, wie es Dir gehen wird dabei. Ich habe Angſt, weil Du Dich im Irrtum befindeſt. Ich verehre den Verbrecher, und Du liebſt den Skandal. Verehrte Frau, das iſt zweierlei, und Du mißverſtehſt mich. Verbrecher gibt es alle fünfzig Jahre höchſtens einen, und die Stimmung, die von ihm kommt, iſt nicht der Skandal, ſondern die Revolution, und die haſſeſt Du, denn Du fürchteſt ſie. Aber den Skandal liebſt Du, weil Du ihn verſtehſt. Man bringt aus bekannten Gründen mit bekannten Mitteln einen Ehemann ums Leben: das kann rührend ſein; es kann durch Entrüſtung erheben; es kann durch phantaſiemäßige Anwendung tröſten.

Nein, man kann ſich nicht amüſieren in Paris, wenn man ein wacher Menſch iſt. Gibt Geiſtesnot etwas zum Amüſieren? Iſt Armut der Seele ein Beluſtigungsobjekt? Kann das einen angenehmen Kitzel ſchaffen, wenn die Erbärmlichkeit des unzulänglichen Daſeins einmal maſſenweiſe auftritt und in der affenmäßigen Schneidigkeitsgeſte des Weltſtädters daherſchlezt? Außerdem amüſiert ſich der Pariſer ſelber nicht. Haſt Du auf den Boulevards einen Menſchen lachen ſehen, wenn Du vor Deinem Cafee auf dem Trottoir ſaßeſt und den unverſtändigen Strom und Gegenſtrom des Verkehrs an Deinen Augen vorbeiwimmeln ließeſt? Du wäreſt erſchrocken, wenn es ſich ereignet hätte. Aber es iſt nicht paſſiert; ich nehme es auf mein Ehrenwort. Wann lacht der Pariſer? Und wo lacht er? In Kinema vor der „verunglückten Droſchkenfahrt", im Varietee unter dem ungereinigten Regen müder Humoriſtenwitze, im Schauſpiel dritter Garnitur über dem gegenſtandsloſen Weben und Nachthemdenſinn pikanter Situationen. Einmal zwar hörte ich wirklich zwei junge Menſchen lachen, hellauf und freudig, wie es bei uns Mode iſt; aber als ich ihnen nachging mit der Gier des Menſchenfreſſers, da war es ein deutſches Hochzeiterpaar. Und ſo iſt es: wir reiſen nach Paris mit Abenteuerluſt und mit gefüllter Börſe. Und es kennt uns

kein Menſch und es fragt uns kein Menſch, und das ſind wir gar nicht gewöhnt. Wir fangen an zu ſchwimmen in dem fremden Waſſer, und alles reizt uns, und alles iſt neu, und alles iſt Unternehmung. So kommt es, daß wir uns vergnügen und in unſrer Unſchuld annehmen, dem Pariſer, dem Satan, ſei es nun rein immer ſo zu Mut wie uns in unſerm fidel geſträubten Provinzlerpelz, wenn wir in verſchämter Sündenvorfreude eines der weltberühmten Lokale betreten und zu einem Weſen, das wir da vorfinden, einen Geiſt und Sinn mitbringen, der eben nicht den Pariſern gehört, ſondern uns, und den wir ſamt Hut und Schirm wieder mit uns nehmen, wenn wir denken, daß es nun unſere Stunde geſchlagen habe. Und hinter uns laſſen wir die zahnſtochernde Langeweile der Gewohntheit und die phantaſieloſe Betrübnis eines gemeinen Zeitlaufes.

Wir wollen es doch gerade heraus ſagen: Dein Pariſer iſt etwas, das nicht exiſtiert. Du haſt ihn mit verklärten Augen angeſehen, da glühte er auf. Laß mich ſo einen Wicht genau betrachten. Woraus beſteht er? Man kann es haarſcharf nachweiſen. Aus einem Zylinder für acht Franken, einem Paar Lackſchuhe für drei Fünfliwres, einem Konfektionsüberzieher und einem hohen ſteifen Ringkragen. Seht, welch ein Menſch! Aber Du meinſt natürlich den

Zylinder für dreißig Franken, und überhaupt das lächelnde Geheimnis der ſüßen Lebewelt. Verehrte gnädige Frau, ſüß iſt da gar nichts, als vielleicht die Schminke. Das Lächeln wird nach dem Tarif gegrinſt und nach dem Einmaleins des offenen Spiels der Reihe nach aufgeſetzt. Und über dem Geheimnis werden die Schleier gar nicht dicht und gar nicht hoch hinaufgezogen. Es wird doch wohl auf der Welt nicht ſchnell ein elenderes Lumpenpack aufkommen, als ſo ein Theater voll Pariſer Lebewelt. Opéra — Comique. Rang für Rang, nur in verſchiedener Schattierung: das öde Tier, der Halbaffe, die gepuderte Leiche. Das vielgeſuchte Übergangsſtadium vom verſchollenen Vetter des Gorilla zum Homo ſapiens. Zwar von der Großen Oper muß man mit Achtung reden; ihresgleichen iſt vielleicht nicht in Deutſchland. Nur, eine Ausgießung des heiligen Geiſtes erleben ſie dort auch bloß, wenn ihnen eine Götterdämmerung über die Bretter geht. Wir Gegenwärtige haben ſie ja nicht gemacht, aber wir führen ſie fleißig und mittelmäßig auf.

Liebſte Hedwig, wahrhaftig, der Menſch fängt ſehr ſpät und vielleicht wirklich, wie ich neulich las, erſt beim Talent an. Aber Du, verlaß mich nicht! Hörſt Du, verlaß mich nicht! Gleite mir nicht von der Hand. Was ſoll mir der ganze ſchmerzhafte Prozeß

mit Entwicklung, Erkenntnis, Fortschritt und Vertiefung sonst für Gnade einbringen, wenn ich bei Dir wieder vor die Tür zu stehen komme? Untergrundbahn, Menschenwürde, Welthandel, Sport, Freiheit, Industrie, Technik, Kunst, Herrschaft: schon recht; aber was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder hast Du schon gehört, daß einer eine andere Seele bekam, wenn er seine einzige vertan hatte? Liebe Seele, sei lebendig in Deinem Berlin. Jetzt beginnt es so und kommt darauf an.

Um davon zu reden: was in Paris vom Menschen zeugt, ist nicht französisch. Und was in Berlin aus dem Geist kommt, hat nichts mit dem Deutschen Reich zu tun. Nein, wahrhaftig nicht. Rodin, Meunier, Rembrandt, Milet, Praxiteles, Lionardo, Wagner, Beethoven, Goethe, Shakespeare, Keller, Sophokles, Dostojewski, Boccaccio: laß doch den Teufel das Deutsche Reich holen und diese Französische Republik, wie er jenes Hellas geholt hat und jene römische Weltherrschaft und diese kleinen italienischen Herzogtümer! Was bleibt übrig? Und worauf kommt es an? Sollen wir uns beunruhigen lassen durch politische Konstellationen, durch diesen verdammten Schwindel, den Parteiführer und Dilettanten um sich her bewegen, um sich wichtig zu machen? Patriotismus, was ist denn das? Ich

kenne keinen Patriotismus. Ich verſuche, dem geſellſchaftlichen Leben eine Form zu geben. Es gelingt mir; dann iſt's ja gut. Oder es mißlingt mir; dann korrigiere ich oder fange von vorne an. Was ſpielen ſich denn dieſe Taſchenſpieler und Hohlköpfe in Regierungen, Reichstagen und Parteiverſammlungen ſo wolkig auf? Wo iſt denn ein Künſtler unter ihnen? Das Leben der Geſellſchaft iſt ein Stoff, der nach denſelben Geſetzen gekonnt und in Form gebracht ſein will wie die plaſtiſche Erſcheinung vom Bildhauer, oder das gedankliche und ſittliche Daſein vom Philoſophen. Was müſſen wir uns aber nicht alles gefallen laſſen von Stümpern, Schädlingen und Gauklern an unſerm eigenen Material! Sie verpfuſchen unſere Verhältniſſe im Großen und ſind noch obendrein heilig geſprochen. Der letzte triefäugige Schutzmann iſt eine moraliſche Erſcheinung und geſetzlich geſchützt. Und zu ſagen: „Zum Henker mit einer nichtsnutzigen Regierung und eine andere her!“ iſt ſchon geſchmacklos, ſo grotesk und natürlich klingt es. Der Gott alles Troſtes könnte der geplagten Menſchheit und ſeinem eigenen vielverhinderten Himmelreich keinen beſſeren Dienſt und Vorſchub leiſten, als wenn er auf einen Tag überhaupt eine allgemeine Diplomaten- und Politikerpeſt ausſchickte; ich wollte gern acht Tage lang Gräber ſchaufeln helfen. Die militäriſchen Neben-

organe würden von ſelber wegen Unbenützheit eingehen; ſie ſpielen ohnehin die Rolle des Blinddarmes in unſerm geſellſchaftlichen Körper. Man kann ja gar nicht an Paris denken, ohne ſich zu fragen, ob wohl die Franzoſen nicht doch die beſſeren Kanonen haben als der Deutſche Kaiſer. Es iſt wirklich raſend verrückt und unbequem, ſich ſtändig auf Blinddarmentzündung einrichten zu müſſen. Könnten ſich die werten politiſchen Perſönlichkeiten — das flackerhafte Deutſche Reich, die intelligente Dritte Republik und die andern ſchlechtberatenen Patienten —: könnten ſie ſich nicht vielleicht das lächerlich empfindliche und ganz unnötige Organ herausſchneiden laſſen? Was für eine Erlöſung und Erleichterung käme daraus für unſre Schweizeriſche Föderativ-Republik! Unter Umſtänden würden wir dann ſofort mit der richtigen Kultur beginnen und unſre Schulden bezahlen.

Eigentlich ſollte es einem nur recht ſein, wenn ſich die Syſteme blamieren. Und da es feſt zu ſtehen ſcheint, daß der Pöbel eine ewige Einrichtung iſt und ewig von ſeinesgleichen bei der Naſe herum geführt werden muß, ſo hätte ein wacher Menſch dabei nichts zu erinnern. Er entzieht ſich doch dem ganzen Betrieb auf eine Weiſe, daß ihn das Maſſenhafte ſteinigen würde, wenn es davon Wind bekäme. Es iſt nur, daß ihm dieſes dumpfe und gepeinigte Maſſenhafte manchmal leid tut.

Du freilich, verehrte Frau, haſt nur ein Gefühl dafür: Verachtung. Du haſt Deine Seele auch wo anders her: aus dem klugen Laboratorium des Kapitalismus. Unſere Streite haben für Dich höchſtens den optiſchen Reiz der Bewegung, und unſre Begeiſterungen und Schöpfungen nimmſt Du für Schmuck und zierſt Deinen weißen Hals damit. Man kann auch ſo zum Leben ſtehen; aber es iſt nicht meine Auffaſſung. Sondern wenn ich im Louvre vor eine Wand mit Rembrandtbildern trete, ſo fällt davon ein Feuer der Selbſtvernichtung über meine Seele. Dann gibt es allerdings wieder einen Vogel Phönix, allein wenn ich darauf Lionardos Mona Liſa vors Geſicht komme, ſo muß ich mich ſehr ſteif machen, daß mir nicht gleich die ſchönen neuen Federn vor Herzklopfen wieder ausfallen; und die Gedanken donnern mir vom Kopf wie die Lawinen von den Bergen. Du behaupteſt, daß Du ihr gleichſt; darin irrſt Du Dich ſchon wieder. Man kann der Mona Liſa ſchlechterdings nicht gleichen, oder man muß ſelber von Lionardo ſein. Das iſt viel mehr, als wenn einen einfach Gott gemacht hat. Außerdem willſt Du auch der Venus von Milo gleichen. Du haſt ſie mir einmal dargeſtellt mit Deiner graziöſen, ein bißchen müden Berliner Schönheit, und wollteſt mit Teufels Gewalt Dein Haar dazu auf-

neſteln, daß wir faſt Streit bekamen darüber. Du dachteſt wohl an Genoveva. Oder an Monna Vanna. Man weiß das bei Dir nie genau.

Das haben wir miteinander gemein: wir finden uns vor jedem großen Kunſtwerk auf uns ſelber zurückgewieſen. Aber das unterſcheidet uns: bei mir kommt es meiſtens auf eine Gerichtsverhandlung heraus, und bei Dir immer auf eine Schönheitskonkurrenz, wobei Du prämiiert wirſt, jedoch ich im günſtigen Fall nur begnadigt. Die Miloniſche Aphrodite iſt aus Andacht gemacht und zur Andacht. Wer davor auf andere Spekulationen verfällt, der iſt wohl ein ſonderbarer Schwärmer, aber kein Kind Gottes.

Liebe Hedwig, überhaupt: wer nie ſein Brot mit Tränen aß, der hat keine Ahnung. Du haſt keine Ahnung. In Paris bin ich dahinter gekommen. Was weißt Du von dem furchtbaren Wunder des Gefühls und ſeines Ausdrucks? Du brauchſt kein Drama zu ſchreiben, um das Gegenteil zu beweiſen, und es hat gar keinen Zweck, daß Du Dich dazu anſtrengſt, wie Du tuſt, denn Du haſt keinen Funken Talent. Du würdeſt vielleicht ein Menſch, wenn Du Dich zu Deinem Leben bekennteſt. Dein Leben, das bin ich. Ich bin Dein Wert. Ich bin Dein Gehalt. Jedoch Du biſt ein Dilettant des Daſeins, ein Dilettant des Gefühls, ein Dilettant der Leidenſchaft. Amateur der

Sünde. Warum ſchiebſt Du Dich im gemeinen Strudel in den Gerichtsſaal und begaffſt das betrübte Armeleutverbrechen? Das biſſel Halsabſchneiden der Gevatter Hans und Heinrich: was bedeutet's Dir? Was erſetzt es Dir? Den Menſchen! Nachdem Du zwei Jahre lang mit mir umgehſt! Was hältſt Du mich dann noch auf? Laß mich in dieſem Fall doch lieber meiner Wege gehen, daß ich meine lebendige Seele wieder zu andern lebendigen Seelen trage. Was tuſt Du damit, nicht wahr? Warum betrügſt Du überhaupt Deinen kleinen poſſierlichen Mann mit mir? Ihr ſeid doch ſo hübſch ein Kopf und eine Hand! „Ich und mein Haus, wir wollen dem Kapital dienen.“ Und für die Motten habt ihr Mottentod, und für den Roſt habt ihr Putzpomade: ſo ſchlagt ihr auch dem unglücklichen Lehramtskandidaten Jeſus ein Schnippchen: „Ihr ſollt euch nicht Schätze ſammeln, die die Motten freſſen!“ Alſo warum? Zwar ich weiß. Seit Paris weiß ich. Und jetzt ſchlägſt Du Deine ſchönen Augen auf und blickſt mich an. Und ich ſehe wieder Duft und Wolke wachſen wie vordem, das lächelnde Morgenlicht der Güte und die ſelbſtloſe Edelform der Zuneigung. Ich höre den befreiten Dreiklang Deiner ſtillen Weltklugheit mit leiſem Getöne darüber aufblühen und erſchrecke wieder vor dem unwiſſenden Liebreiz Deiner ſchmalen

Beterinnenhände. Heiliger Herrgott im Himmel, was quälſt Du mich dann? So laß doch die Toten ihre Toten begraben und folge mir nach! Mein Haus ſteht offen. Blühende Türen erwarten Dich. Meine Wände treiben Augen und wollen grünen. Komm!

Aber ich bin kein Gläubiger mehr. Ich gehe ſchon den verlorenen Weg des Märtyrers.

Ich weiß, was Du jetzt denkſt. Du meinſt, ich ſei ſchlechter Laune vor Sehnſucht, und da ſchreibe ich Dir unangenehme Dinge, um mich auszuſprechen; denn Du kennſt doch die Männer. Allein ich bin mehr als ein Mann. Verſtehſt Du das? Lebe wohl, Du zärtliche blaue Romantikerblume, Dekadentenſüße und Zwielichtſymbol der Unfruchtbarkeit, törichtes Wunder und Irrlicht des Aufenthaltes, willenloſe Harmonie des Truges, aus nichts und für nichts, als zum Herzbewegen und für einen Grund mehr zur Trauer. Ich kenne Dich, aber ich verſtehe Dich nicht. Ich ſehne mich nach Deiner Erfüllung und gehe zu Grund an Deiner Lüge. Siehe, Dein Defizit und Dein Gericht iſt auf meine Schulter geladen; Du gehſt frei aus, weil ich Dich liebe. Ich bin das Lamm Gottes, das Deine Sünden trägt. Und Du haſt keine Ahnung. Du richteſt in der Zeit Deine Wohnung gotiſch ein, weil Du in Notredame die Idee dazu bekamſt.

Du haſt meinen Frieden an Dich gezogen. Mein ganzes mutiges Glück ſchmachtet in Deinem Schmuckkaſten. Wenn Du Dich dieſen Winter damit unter den Kronleuchtern Deiner Kommerzienräte bewegſt, ſo wendeſt Du vielleicht auch einen kleinen unnützen Gedanken an Deinen Hans.

7.

Einzige Frau, Du wollteſt mit mir nach Rom reiſen und alles bezahlen, und mir gute Tage machen, weil Dich Dein Herz dazu trieb. Und weil ich allein gegangen bin, ſo haſt Du ſogar einen langen Brief daran geſetzt und willſt nachkommen. Du meinſt wegen dem ſchönen Erlebnis, das wir wieder zuſammen haben könnten. Und ich ſoll Dir alles erklären und zeigen, damit Du es richtig anſiehſt und merkſt, wie ich es meine. Aber ich will nicht, gnädige Frau. Jetzt iſt es für mich die Zeit, daß ich allein ſein muß. Du haſt mich in Berlin zum Mann gemacht; allein weil ich vorher ſchon etwas war, ſo bin ich mehr geworden, als Du meinteſt und weißt. Ich habe es Dir im letzten Brief geſchrieben: ich bin größer als ein Mann. Du haſt mir gegeben, was Du konnteſt, weil Du es gut meinteſt mit mir. Und Du haſt Dir genommen, was Dir gefiel, weil Du

dachteſt, es gehöre Dir. Es gehörte Dir auch; nur daß jetzt unſere Rechnung abgeſchloſſen iſt: auf meinen Gott haſt Du keinen Anſpruch. Du fragſt mich, ob ich Dich denn nicht liebe? In der Tat, was ich für Dich empfinde, iſt vielleicht weniger als Liebe; aber was ich Dir opferte, wiegt viele Tode und Leiden wohlakkreditierter tragiſcher Helden auf. So tief ſtehe ich mit Dir in der Sittlichkeit. Ich habe für Dich zwei Lebensjahre glatt daran gegeben, eines, um Dich zu lieben, das andere, um Dein Wiſſen von Deiner Exiſtenz mit meiner Treue und Verehrung zu füllen und zu ſchmücken. Und es waren keine Schneider- und Apothekerjahre. Du mußt Dir nun daran genügen laſſen. Und Du darfſt nicht nach Rom kommen. Man kann ſich hier auch gar nicht erholen, als höchſtens geiſtig; und noch da muß man zuerſt durch eine neue Krankheit hindurch. Zwar die würde kaum an Dich geraten, denn Du biſt immun. Du mußt an die Nordſee, damit Du wieder geſund wirſt und auf neue Erlebniſſe ausgehen kannſt. Daß das unſere in ſeiner äußeren Geſtalt zu Ende geht, mit aller Schönheit und Traurigkeit unaufhaltſam hinter die Berge hinunter, ſiehſt Du vielleicht ſelber ein in Deinem unvergeßlichen Phantaſiekopf und Haupt voll Traum und Einbildung. Und ſo laß mich in dieſem letzten Brief davon reden und von Deiner Krank-

heit; und auch ein wenig von Rom, dem Grab Gottes.

Du haſt mir in Deinem geliebten Brief unter anderem auch den Abſchied gegeben; aber nur mit der linken Hand; mit der rechten haſt Du einen umſo eigenſinnigeren Zugriff getan. Unterſchätze uns nicht, wunderbare und wunderliche Frau. Du kannſt mich weder verabſchieden noch halten; dafür biſt Du nicht gewöhnlich und bin ich Dir nicht erreichbar genug. Bitte, mache Dich mit dem Gedanken vertraut, daß mit unſerm lebendigen Verhältnis etwas geſchaffen worden iſt, über das die Laune keine Macht hat. Was heißt denn das: den Abſchied geben? Ich habe mit Deiner Seele Hochzeit gehalten und Kinder gezeugt; kannſt Du das ungeſchehen machen? Du kommſt Dir vielleicht betroffen vor als unfreiwillige Mutter, weil Dein Gefühl auf Unfruchtbarkeit eingeſtellt iſt. Das Quellenwunder Moſis iſt über Dich gekommen wie über den ſtarren Fels, und Du kannſt Dich nun links oder rechts zur Seite biegen, ſo haſt Du die Gewalt des Geiſtes erfahren und Leben laſſen müſſen. Jetzt freilich willſt Du meine Hausfrau werden; allein Gott meint nur das Kind, nicht die Haushaltung. Deine induſtrielle Spekulation führt Dich der Reihe nach bei allen böhmiſchen Dörfern herum. Ihr Kinder der Zeit und der Welt ſeid ſo

klug und kalkulativ und allezeit vorteilgewärtig; jedoch wenn ihr mit dem heiligen Geiſt in Berührung kommt, ſo werdet ihr Beute und fallt unter fremde Geſetze, wo ihr euch höchſt übel befindet und ſeltſam aufführt.

Teure Frau, Du ſchreibſt, die Untergrundbahn laſſe mich grüßen, Wertheim habe nach mir gefragt und Dein ganzes königliches Berlin ſei ohne König, weil ich fremde Wege gehe. Sage doch den guten Symbolen, daß ſie ſich beruhigen. Ich habe jetzt anderes zu tun, als mich zwiſchen Gebrauchsdingen modern zu fühlen. Es war ja ganz intereſſant; aber es iſt doch nur das eine. Außer Berlin iſt ja auch noch Paris da, und London und New-York. Und außer Bahnen und Schiffen und Fabriken, die alle einmal der Teufel holen wird, ſind Dinge gemacht worden und vorhanden, die der Teufel nie holen wird. Die Untergrundbahnen der Großſtädte donnern gewaltig und tun große Dinge; jedoch die hochgebauten Züge der römiſchen Aquädukte ſind auch kein Kinderſpiel und zudem ein erfreulicher Anblick die Campagna entlang. Und ob einſt die Trümmer der Berliner Kanaliſation mit dem gleichen hiſtoriſchen Reſpekt betrachtet werden können, wie die zyklopiſchen Reſte der Cloaka maxima und der anderen Königsbauten in Rom, weiß man noch nicht. Vergleichen iſt dumm,

und ich höre ſchon auf. Außerdem, wenn ich von Berlin ſpreche, ſo ſpreche ich von meiner erſten Liebe, von der noch nirgends geſchrieben ſteht, daß ſie nicht einmal eine große Frau werden wird. Ohne einigen Wahnſinn wird ſie's zwar nicht machen.

Liebe Hedwig, Du haſt ſchon von mir geſagt, man wiſſe manchmal nicht, ob ich verrückt ſei oder nur aufgeregt. Ja, gibt es denn Menſchen, denen ihre liederlichen fünf Sinne ausreichen gegenüber dem weiten, breiten, gewaltigen Leben? Da ſucht man auf die anderen tauſend Organe und Sinne zurückzugreifen, die man haben müßte, um die ſchreckhaften Erſcheinungen zu erkennen und auszufragen, und von denen man weiß, daß ſie auf dem Weg ſind; und weil man zunächſt doch noch für ſeine Generation ins Leere greift, ſo ergibt es ein ſchiefes Anſehen. Und die Philoſophen ſagen: „Es iſt tranſzendental." Ihr wißt weder das eine noch das andere, ſondern wir müſſen endlich wirklich ſehen, wo unſre andern Sinne ſtecken. Hier zwiſchen dem Grab Gottes herum liegen viele, und ich habe ſchon einige erkannt und zu mir genommen. Es ſind wunderbare Gewalten, aber wahrſcheinlich doch nur gerade die oberflächlichſten, ſonſt hätte ich ſie nicht gefunden. Ich muß meine Augen ganz anders einſtellen, und muß mir noch neue dazu wachſen laſſen; das tut weh,

wie dem Kind das Zahnen, und macht Fieber. Es iſt jetzt nicht mehr der losgelaſſene Feuerzug der Bewegung, die unerbittliche Linie und Kurve des Eiſens und der tauſendfach hoch und tief geſtaltete Zornſchrei der Arbeit, ſondern der ruhevolle Sinn des göttlichen Sechstageſpiels. Wir haben keine Göttlichkeit in unſerm Kulturtreiben; wir haben nur Patente. Das einzelne Schöne und Andächtige lebt rein von der Gnade des Zufalls. Wir wollen geſchwind von Berlin nach Hannover kommen, und dabei gibt es eben gerade das Lichterſpiel eines Bahnhofes und die düſtere Poeſie einer Geleiſeſtrecke im Gebirg. Die Bahnhöfe, die wir architektoniſch und ausdrücklich wollen, ſind Ohnmachtszuſtände und Stilproſtitutionen. Und wenn wir Gott ehren wollen, ſo gibt es einen Berliner Dom. Oder eine gotiſche Stadtkirche nach dem Modell Weinbergſchnecke. Bei den Römern gab es den Hunderttempel-Bezirk der Forumsherrlichkeit. Sie wollten das Recht ehren, und es entſtand eine Baſilika Julia, deren einfacher Grundriß einen größeren Sieg und Beſcheid ausdrückt, als alle weisſagenden Poltertreppen des verfloſſenen Hebräerhäuptlings Jehovah. Und es gab eine Baſilika Konſtantins, deren Ruinengewölbe heute wie Augen der Ewigkeit auf uns herniederſtarren, drei nebeneinander. Darin aufgehängt dämmern die

Jahrtauſende und ziehen Zukunft an ſich. Über ihnen auf dem Scheitel der furchtbaren Bögen hat ein Gärtner ſeinen Garten mit Orangenbäumen, Ziſternen und Gärtnergeſellen, und ſeine Kinder treiben ſich dazwiſchen herum und fangen Sommervögel. Dann ſind da die bräutlichen Überreſte vom Wohnhaus der Veſtalinnen mit dem dreifach traurigen Lächeln der verlaſſenen blauen Teiche. Doch überall zwiſchen dem weinenden Gemäuer blüht die farbige Frühlingsfreude Italiens aus Strauch und Buſch, und die ſehnſüchtige Liebe der Kletterroſe übergießt ganze ſchlafende Tempelwände mit dem ſchreckhaften Erröten des halben Erwachens beim Traumwechſel. Und da iſt die rührende Säulenſtellung des Zwölfgötterportikus, und die andächtig ſchöne des Veſpaſiantempels. Durch den feinen Triumphbogen des Severus trittſt Du auf die Sakra via, die mittenhin heilig und uralt durch das Grab Gottes wandelt. Wenn Du Deine Augen nun zur Rechten nach der Höhe wendeſt, ſo hebt dort das Bedeuten erſt recht an, und die Ehrfurcht fällt erſchütternd über Dich wie ein Gewitter und Katarakt der vorletzten Ahnungen und der erſten wahren und würdigen Sehnſüchte. Da ſteht die marmorne Totenwacht der Cäſaren unter dem ſchwarzen Fahnenleid der Zypreſſen und dem morgenländiſchen Ernſt der Pinien, und Dein Herz erhebt ſeine Stim-

me zum Geſchrei des Überfallenen: „Gegrüßt ſeiſt du mir, Palatin! Gegrüßt ſeiſt du mir mit den Grüßen aller vergangenen Schmerzen und mit den Grüßen aller künftigen Wonnen. Mit den Grüßen unſrer großen Vollbringungen und mit den Grüßen unſrer großen Zerſtörungen. Mit den Grüßen meiner prophetiſchen Träume. Mit den Grüßen meiner mordſüchtigen Verzweiflungen. Und mit den Grüßen des entſetzlichen Daſeins unter dir, das deine heiligen Trümmer auf ſeiner Schulter trägt!“ So ſchreit Dein Herz. Deine Eingeweide weinen und Deine Gebeine tönen. Wenn Du dann hinaufſteigſt zu dem bangen Zeichen, ſo taumelſt Du mit Deinem Kopf zwiſchen allen Dingen des Lebens und des Todes umher, während um Dich die Hände der Vergangenheit aus dem Boden wachſen und nach Deiner Gegenwart greifen. Du ſtehſt Angſt aus, bis Du ſie los biſt; dafür bleibt Dir dann auch die reine Zeitloſigkeit und Unvergänglichkeit übrig, und Du fängſt an zu merken und zu verſtehen. Du weißt freilich noch lange nichts und biſt ſo dumm wie ein junger Hund, trotzdem Du die feine und berühmte Frau Hedwig biſt.

Hat Dich nun das Rieſenſohnesleid der irdiſch-überirdiſchen Totenwache zuſammengeballt wie eine Exploſion der Verzweiflung, und Du beginnſt Dich aber,

teils dem Selbſterhaltungstrieb folgend, teils dem herzbewegenden Zuſpruch der Schönheit, die von dem Symbol ausgeht, auf dem Flügel und Wind der Betrachtung wieder auszubreiten, ſo kommt die benachbarte ſüße Melancholie des Aventin und löſt Dir die Seele vollends in einen milden September-Sonnenregen der Wehmut, zwiſchen dem jetzt allenthalben die Pfeifen der Weisheit erklingen und die Jahresgaben der Erkenntnis in reifem Gold aufleuchten. Da ſtehſt Du mit einemmal vor der ſchluchzenden Anmut und Schelmerei des kleinen Rundtempels auf der Piazza della Verita, und wie ich Dich kenne, ſo wirſt Du immerhin mitſchluchzen; Du weißt aber nicht, warum. Vergiß nicht, daß Du von der ſchweren Verzweiflung des Palatin kommſt.

Nun lächelt Dir das ganze verlaſſene Traumleben des Aventinhügels auf und beginnt leiſe zu geigen und zu ſummen. Das Lied ſchläft in der ſchönſten Harfe des verſchollenen Gottes und ich glaube nicht, daß es einer jemals wieder an den Tag hervorbringen wird. Sein Schlummer iſt Lachen der Kindheit, Wandel der Liebenden und ruhevolle Rede des Weiſen. Siehe, da grüßt Dich Santa Maria in Cosmedin. Schon der Name iſt eitel Süßigkeit. Honig vom Löwen. Die Grazie und altkluge Verſonnenheit des zwölfjährigen Jeſus.

Wertgeſchätzte Frau, ich weiß genau, wo Dein ringendes Leben mich aus dem Schwefelbad Deiner Krankheit heraus überfallen hat: drinnen bei der erſten korinthiſchen Säule links. Plötzlich warſt Du über mir mit Deinem Blick, Deinem Flüſterwort, und mit dem beſonderen Rauſchen Deines Kleides. Die Flamme Deines Atems fuhr mir über Wange und Hals. Du warfſt mir wie einen Laſſo die Arme über die Schultern. Die Fieberblume Deines Mundes brannte auf an meinem Ohr. Und dann hobſt Du mit Leib und Knieen das Kämpfen an, nicht der Liebe, ſondern des kraſſen, irrbegehrlichen Lebenswillens und der Todesangſt. Vor dem Entſetzen Deiner Vergänglichkeit floh Dein armer Funke mit den paar ausgeſetzten Sinnen die Tauſendmeilen-Wegſtrecke zu meinem Daſein, und Du dachteſt in Deinem verwegenen Fieberkopf: „Dort iſt was zu holen!“ Nun ſollte ich edel ſein und hergeben. Deine Fäuſte brachen raubſüchtig in meine Seiten nach meinen Nieren; aber meine Nieren ſchrien und wehrten ſich. Du verſuchteſt es mit der Leber, und der Reihe nach mit der Milz und allen Eingeweiden, bis Du Dich im Lärm zwiſchen die Lungen an das Herz herangeſchlichen hatteſt. Wie gemein verfuhrſt Du in Deiner Angſt, geliebte Frau, und wie viel Köhlerlohe und ſchwarzer Rauch ſtieg auf von dem Schadenfeuer

Deiner Todesfurcht, in der Deine ungeläuterte kleine Perſönlichkeit brannte! Du wollteſt Dich mit einem raſchen Diebsgriff meiner Liebe bemächtigen, die ich für Dich bei mir hüte; jedoch nicht im Herzen, wie Du glaubteſt, ſondern im Kopf. Du wollteſt Dir eine Verſicherung daraus machen gegen den bittern Tod, weil ich dann mitmußte, wenn er immer noch ſeinen Willen mit Dir durchſetzte. Du verkannteſt den Charakter unſeres Verhältniſſes: Du biſt mein, aber ich bin nicht Dein. Als Dir die Liſt mißlungen war mit der Liebe, warfſt Du in blinder Raſerei Deinen losgelaſſenen böſen Willen in meine Beſitzungen. Du verwüſteteſt mein Eingeweide mit der Aſche von Deinem Brand. Du fuhrſt mit dem Meſſer des Haſſes zwiſchen meine Gehirngänge. Du ſchlugſt mir mit den Fäuſten in die Augen und raufteſt mir die Haare. Du richteteſt mich übel zu mitten im heißen, ſeligen Blühen einer italieniſchen Frühlingsſtunde, und ich ließ es geſchehen, weil ich Dich verſtand und Dein Bedürfnis ehrte. Bis Du müde wurdeſt und zu ſeufzen begannſt. Da nahm ich Dich an die Bruſt und faßte Deine Hände in die meinen, daß die Worte der Stunde zu Dir kommen konnten. So ſchwankten wir miteinander den tiefſinnigen Paſſionsweg zum Aventin hinauf. Ich ſagte zu Dir, Du ſolleſt nicht bange ſein; ich unternehme es und lege

Dein Daſein meinem zu. Du lächelteſt, weil im Augenblick die Hand des Todes von Dir abfiel. Nun wirſt Du leben, bis ich ſterbe, und vielleicht werfe ich Dein Zeichen im letzten Augenblick noch einen Steinwurf über mein Ziel hinweg. Ich habe aber noch ſieben Pferdelängen vor dem Tod voraus; wird es Dir nicht lange werden?

Zwar es kommt nicht darauf an. Jetzt mußt Du erfahren, was für eine Bewandtnis es auf ſich hat mit dem Begriff: Dauer. Vorher hatteſt Du ein Ende, und es war Dir ein liebenswürdig trauriger Untergang zugeſichert. Nun iſt Dein Eintagsfliegentum in den ſchreckhaften Strom der Unendlichkeit hineingeriſſen, der kein Ufer hat und keinen Urſprung. Du biſt bei lebendigem Leib in die Unſterblichkeit eingetreten. Vielleicht wirſt Du wahnſinnig über dem Gedanken; allein ich habe mit Deinem Gehirn nichts zu tun. Und ſo in allem Übrigen: unternimm, was Du willſt, und gehe, wohin es Dich zieht; Du wirſt ſchon merken, wo Du gebunden biſt. Du biſt mein, aber ich bin nicht Dein. Stürze Dich ungeſcheut in den tiefſten Strudel der Luſt; Du wirſt auf mich ſtoßen, wo Du es am wenigſten glaubſt. Wo Du mich ſuchſt, da werde ich nie ſein. Vielleicht werfe ich wirklich Dein Zeichen noch einen Steinwurf über mein Ziel hinaus. Freue Dich nicht; mein Wille

wird wieder über Dich kommen, bevor Du Dich's verſiehſt. Kennſt Du meinen Willen? Er iſt das an meiner Erſcheinung, was Du fürchteſt und haſſeſt. Schönſte Hedwig, kein Ende mehr! Kein Ende!

8.

Liebe Hedwig, nein, kein Ende mehr. In alle Ewigkeit kein Ende mehr. Denn wo ſoll nun noch ein Ende herkommen? Ich habe doch angefangen mich zu vermehren! Die Bewegung der fruchtbaren Addition iſt doch im Gang mit mir! Siehe, ſchon wälzt ſich der Aufmarſch der Multiplikation aus meinem Marſchallswillen heraus, breit und heerbedeutend; gleich wird er in blitzenden Aufklärerſchwärmen ins dunkle Feindesland der Zeit brechen. Schon zittern die toten Städte der trügeriſchen Königin am Horizont herauf. Wir ſind zu ſchwach? Ha, wer ſagt, wir ſeien zu ſchwach? Vier mal vier macht ſechzehn: ſind wir nun noch zu ſchwach? Ja? O bitte: ſechzehn mal ſechzehn macht ſo und ſo viel. Was? Nur Mut! Nur Mut! Wir haben doch den Willen! Und was wir wollen, das ſind wir. Und was wir ſind, das können wir jeden Augenblick durch uns ſelber multiplizieren. Wir ſind immer wir multipliziert durch uns ſelber. Wer begreift das und ſtürzt nicht in die Abgründe

der Freude? Welcher elektriſche Funke fliegt nun ſo ſchnell? Jene ſind nur, was ſie ſind. Ha, wie wollen wir hinter uns ſelber her ſein! Wie werden wir uns immer ſelber vorauswettern im Wetter der Unendlichkeit! Unendlichkeit iſt mehr als Ewigkeit. Die Ewigkeit iſt tot ſeit Ewigkeit. Sie hat nichts mit dem Willen zu tun. Die Unendlichkeit iſt das wandernde und gebärende Meer, in dem die Götter ertrinken und das die Entdeckerflotten trägt. Wir ſind die Unendlichkeit, und was von uns abfällt, iſt Ewigkeit. Die Hülle unſres durchgedachten Gedankens, die ausgebrannt zur Erde ſinkt, wird Raub und Trophäe der Ewigkeit. Man hebt ſie auf und macht vielleicht eine Weltreligion daraus, oder ein Moralprinzip, oder ein ethiſches Syſtem. Man benützt ſie. Unſre Gedanken kann man nicht benützen. Unſre Gedanken kann man nicht nachdenken. Unſre Gedanken nützen niemand, als ſich ſelber und erfreuen keinen, als uns, ihre Denker. Unſre Gedanken ſind unſer Spiel, mit dem wir uns durch die Möglichkeiten treiben. Wer ſie ernſt nimmt, verdirbt ſich die lieben fünf Sinne und muß in unſern Schweif. Wer ſie nicht ernſt nimmt, kommt um den Charakter und wird Heu für das Vieh der Zeit, das auf den magern Wieſen der Ewigkeit mit ſtumpfen Zähnen dürres Gras rupft. Propheten und Apoſtel hüten vom

kahlen Felsen herunter seinen Gang und ihre Armut. Siehe, ihre Mäntel flattern im rauhen Wind der Gottverlassenheit. Sie frieren unter der ständigen Sonnenfinsternis der Kenntnislosigkeit. Und wenn sie unsre übermütigen Kometen durch ihre Nacht wetterleuchten sehen, so weissagen sie das Ende der Welt.

Ja, wollte sie doch ein Ende nehmen, diese Welt! Will sie denn noch nicht untergehen mit ihren drei Zeiten und allereinzigen Zeichen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft? Kann denn dieser Schutthaufen der Ewigkeit nicht in sich selber zusammenbrechen? Ach nein, seht doch nur einmal geschwind hin im Vorbeifliegen, wenn ihr nichts Besseres zu tun habt: wie wimmelt es darauf von ausgedienten Königen, Göttern, Kaisern und Päpsten! Ich wollte doch bei meiner Unendlichkeit nicht, daß ich ein Gott wäre! Wenn ich einen Gott zu sehen kriege, so muß ich lachen. Dann brennt mein Kern noch einmal so hell auf und knistert, und ich werde noch einmal so leicht und noch einmal so unbelehrbar, und mein letzter Schweifstern empfindet wie einen elektrischen Strom die Leichtigkeit und Freiheit seiner verminderten Sozialität. Mein Schweif ist noch sehr jung und gar nicht bedeutend, aber sein Licht ist nicht schlecht und es kann viel daraus werden nach dem Gesetz der An-

ziehung. Wenn ich ein Papſt oder ein Gott geworden wäre, ſo könnte überhaupt nichts werden, denn es iſt das fatalſte, wenn einem paſſieren kann in der Welt der Formen und der Verſuchungen: man hat keine Anziehung mehr; man wird Ewigkeit mit Haut und Haar und kommt auf den Schutthaufen.

Ja, wenn ſie doch zu Grunde gehen wollte, dieſe Welt der Begriffe und Bedeutungen, dieſe alte, müde Welt der Glaubensbekenntniſſe und der Dynaſtien, und der Aufklärungen, und der demokratiſchen Entwicklungen! Wer wird ſie doch erlöſen vom Leibe ihres Todes? Ich weiß, ich weiß: unſre ausgebrannten Raketenhülſen! Unſre entgleiſten Schweifmeteore! Allein warum muß ſie gerade dieſe klägliche Anziehung haben? Sie hat eine Anziehung wie eine Diebs- oder Bettlerhand. Eine Bettlerhand gehört nicht an den Weg der Unendlichkeit. Wir können verlangen, daß man ſie beſeitigt, in die Luft ſprengt ſozuſagen, aufhebt, wie man eine Spielbank aufhebt. Sie treibt Mißbrauch mit unſrer Redlichkeit, die von uns abfällt. Wir machen keinen Anſpruch mehr darauf, nein, aber es iſt uns widerlich, daß man einen Kult herſtellt davon. Das brauchen wir uns nicht gefallen zu laſſen. Es ſtört uns, wenigſtens uns Junge. Es gibt uns Kindern Ärgernis. Um davon zu reden: auch unſere Abfälle ſind

noch zu gut für die Ewigkeit und für die Anbetung der Hirten und Könige. Laßt das, ja? Es iſt ekelhaft, mit ſeinen ausgetragenen Kleidern Götzendienerei treiben zu ſehen. Sag's ihnen auch, liebſte Hedwig. Und im Übrigen wollen wir auf das Wort denken, das ihnen auseinander und ins Nichts hinein hilft. Es wird eine kleine Exploſion geben und eine große Erleichterung. Wenn ſie's ſelber ſehen könnten, würden ſie ſagen: „Ein neuer Nebelfleck! Eine neue Welt!" und würden wunder was meinen mit der Hoffnungsloſigkeit. Aber wir werden aufleuchtend über die geräumte Stätte hinfahren und einander wie zum Neuen Jahr gratulieren, daß wir hinfort keinen Umweg mehr zu machen brauchen um die Anſtößigkeit. Wenn ſie doch bald in ihre Atome zerſtieben wollte! Niemand verlöre etwas dabei. Jene verlören nichts, weil ſie nichts beſitzen, ſo vielen Kram ſie als ihr Eigentum ausgeben. Wir verlören nichts, weil unſer Reich nicht von dieſer Welt iſt, weil unſer Reich überhaupt von keiner Welt iſt. Wir haben kein Reich. Wir ſind die Unendlichkeit; wie ſollten wir da ein Reich haben?

Liebe Hedwig, Du haſt mit mir gerungen auf dem Aventin. Du haſt mich in die Augen geſchlagen. Du haſt nach meinen Nieren gegriffen. Du haſt mir das Rückgrat erſchüttert; Du haſt mich an meinem

Rückgrat geſchüttelt wie einen jungen Baum. Ich habe Dir Stand gehalten, weil ich ſtärker und reicher bin als Du. Du biſt ein Kind der Zeit und der Mutter; ich bin ein Vaterſohn und eine Zeugung der Unendlichkeit aus ſich ſelber. Ich habe Dich hinter mich in meinen Sternenſchweif gezwungen als den ſchönſten und lieblichſten Stern, den ich bis jetzt überwinden konnte durch meine Anziehung. Du haſt Dich gerächt nach Deiner Art. Du haſt Dich ſogar vorausgerächt. Zuerſt brachteſt Du mich von der Kraft durch die ſehnſüchtige Fernwirkung Deiner Krankheit, und dann warfſt Du Dich mit dem ganzen Sturz und Geröll Deiner Zeitlichkeit in mein heiteres Gleichgewicht, daß ich noch einmal in die trübe Schwermut der Vergangenheit untertauchen mußte. Pah, ich tauche wieder auf wie ein Luftſchiff. Eine Erfahrung mehr. Zum zweiten Mal paſſiert es mir nicht. Und es iſt ſogar gut: jetzt kenne ich den Geſchmack der Ewigkeit und den Geſchmack der Unendlichkeit aus der lebhaften und unbeſtechlichen Wirkung des Kontraſtes. Wie der Weinprobierer Käſe und Wein nacheinander koſtet, immer einen Mundvoll Käſe und einen Mundvoll Wein, ſo habe ich noch einmal einen Mundvoll ranzige Ewigkeit zwiſchen den freien Wohlgeſchmack und Hochgenuß meiner Unendlichkeit hinein erfahren, und bin nun für das Wieder-

kommen und auf alle Zeiten für die melancholiſche Magenverderbnis der Sehnſucht gefeit und mit Freuden verdorben und noch dazu verloren. Ha, dachtet ihr, Du und Deine Mutter, das hübſche, verlogene Weibchen, in der ewigen Stadt kriegtet ihr mich wieder unter eure runden Knie? Es iſt wahr, ich habe gefühlvoll geſchwärmt und wehmütige Anſichten aufgebaut. Ich habe Dir einen zypreſſendunklen poetiſchen Brief geſchrieben von der marmornen Totenwacht über dem Grab Gottes, der rührenden Säulenſtellung des Portikus und von aufgehängten Jahrtauſenden. Die aufgehängten Jahrtauſende akzeptiere ich; das gibt einen tröſtlichen Anblick durch die Reihe: ſo ſind einmal große Spitzbuben an ihren Ort gelangt. Die Raben der Philologie ſind denn auch munter am Werk nach allen Syſtemen. Und daß ich mich mit meinem Kometen auf einen Augenblick dazwiſchen verirrt habe, dafür iſt das hübſche, verlogene Weibchen verflucht durch alle ſeine Ewigkeit, und biſt Du mit der Gewalt gegrüßt und mußt in meinem Schweif hinter mir ziehen.

Alles andere, liebſte Hedwig, erſtickt im Gelächter der Unendlichkeit. Ha, wahrhaftig? Wie? Seine Augen einſtellen ſoll man auf einen ſchimmligen Käſebrocken? Wer ſagt ſowas? Und wer tut es? Es gibt gar kein Ding und kein Erſcheinen, weder

oben noch unten, dem zulieb man ſeine Augen einſtellt, ſondern das Ding hat ſich einzuſtellen! Seine Augen einſtellen heißt ſeinen Blick betrüben. Laßt uns dieſen ſchönen Schutthaufen aus der gehörigen Diſtanz betrachten. Die gehörige Diſtanz beginnt da, wo die ungetrübte Schadenfreude beginnt. Nein, ich ſehe es ein, ich muß dich anders grüßen, du Präparat der Ewigkeit, du präparierte rechte Hand der Weltgeſchichte. O ich weiß auch, wo die linke Hand liegt, und ſie iſt ebenfalls ſehr geſchätzt und ſehr berühmt und ſehr beſungen. Die Sippen der Zeitlichkeit, des hübſchen, verlogenen Weibchens — es ſind auch Dichter und Künſtler darunter, verführte Vaterſöhne — wallfahren ſchmachtend dahin und kommen lobſingend zurück. Sie balanzieren das Wort Italien auf ihrer Zungenſpitze wie ein gefülltes Pralinee. Sie wälzen den Klang Griechenland in ihrem Gaumen wie einen Biſſen Überſchokolade. Sie ſchnappen nach Luft und werfen die Augen auf, wenn ſie von Pyramiden und aſſyriſchen Tempelruinen reden: Soo hoch! Seid gegrüßt immerhin, ihr heldenhafte Hühneraugen an den beiden Füßen der Mumie Weltgeſchichte! Seid gegrüßt mit dem Lächeln des Wiſſenden, mit dem Lächeln des Kenntnisreichen, mit dem hellen Lachen des Befreiten. Und ſo ſei gegrüßt, du kleine, eitle, geſchmückte linke Hand mit deiner kleinen unbe-

deutenden Geſchichte. Bedenke, ich kann dich unmöglich groß eſtimieren. Warum ſoll ich mich für die Zänkereien deiner Finger untereinander begeiſtern, nicht wahr? Und wieſo könnte mir dein wunderliches, unbeholfenes, grauſames Kriegchen gegen das Städtchen Troja imponieren? Im ruſſiſch-japaniſchen Krieg ſind mehr Männer gefallen und wahnſinnig geworden, als du überhaupt träumen konnteſt, rabiates Schreihälschen. Freilich war es mit deiner Phantaſie nicht eben groß beſtellt. Ach du poſſierliches, runzlichtes Händchen, was muß unſre Philologie für Mühe aufwenden, um dich von einem Winter auf den andern zu bringen, ohne daß du in den Stürmen unſrer Frühlinge und unter den Donnerſchlägen unſrer Hochſommergewitter zu nichts auseinanderſtäubſt. Dafür haben ſie freilich auch konſervieren gelernt, daß es eine Atemnot iſt.

Und ſo grüße ich auch dich, rechte Hand der Hiſtorie, mit dem korrigierten Gruß des Belehrten, mit dem Augenzwinkern des Unterrichteten, mit dem Kopfnicken des Einſichtsvollen. Denn immerhin haſt du ja vollbracht, was dir an deinem dunklen Platz und mit deinen rohen Mitteln möglich war. Es wiegt nicht eben ſchwer auf meiner Wage. Du haſt dir das Vorhandene zugeeignet, dir ſelber verehrungsvoll gewidmet, und dich mit dem Schmuck

der linken Hand geſchmückt. Verzeih, das ſah aber lauſig aus. Die Griechen haben weidlich die Naſe gerümpft über den Protzen. Und weiter gebracht haſt du die Welt des Geiſtes ja nicht. Du haſt kein einziges Mittel erſonnen, die Welt des Leibes in die Luft zu ſprengen. Du haſt keinen Charakter von größerer weltſittlicher Bedeutung hervorgebracht. Wir haben immerhin Napoleon, nicht wahr. Mein Gott, was hat der alles umgewertet und umgedeutet! Du haſt nichts umgedeutet. Du haſt überhaupt nichts gedeutet. Du haſt nur gefreſſen und gefreſſen. Und ſpäter fingſt du an zu ſaufen. Pah, das könnten wir auch, wenn wir nicht mehr könnten und noch viel mehr wollten. Du haſt das Chriſtentum ermöglicht. In deinen ſittlichen leeren Raum, in dein moraliſches Loch mußte jede taube Nuß als ein Ereignis hinein ſtürzen, weithin ſichtbar und hörbar. In einem ſtrammen, gefüllten höheren Bewußtſein wäre kein Unterkommen geweſen für die niedertrachtende Regung der Nächſtenliebe und die verzichtende der Selbſtverleugnung. Zum Glück ſind wir auch keine richtigen Chriſten geworden, und haben noch außerdem unſern Blick vom Nächſten weg auf das ſoziale Allgemeine erweitert, und der Verzicht bezieht ſich auf die Ewigkeit zu Gunſten unſrer Unendlichkeit. Rom, du biſt ewig. Du biſt abgetan. Von dir

exiſtiert nichts mehr als etwa noch ein unpaſſender Rechtsbegriff. Und ein Trümmerhaufen ohne Luſt und Wert als zur ſyſtematiſchen Züchtung von philologiſchen Gefühlen. Man züchtet in deinem weltberühmten Trümmerhaufen philologiſche Gefühle und Anſchauungen wie Bazillen auf einem toten Hund, nur daß dieſe wahrhaft exiſtieren, zu Erkenntniſſen verhelfen und das Leben fördern, während jene junge Augen verderben, Phantaſien lähmen und Seelen entflügeln. Dazu biſt du noch gut, ſiehſt du, ſtolze Roma der Philologen und der rückwärts gewandten Künſtler und Dichter.

Nein, hier iſt mein feierlicher Abſagebrief. Ich habe nichts mit dir zu tun. Du biſt tot, Rom der Könige, Rom der Konſule, Rom der Cäſaren. Kein Gott und kein verführter Vaterſohn wird dich deiner Ewigkeit entreißen, in die du alt und lebensſatt eingegangen biſt. Und unfruchtbar. Ich gehe in keine Ewigkeit ein. Ich bin fruchtbar. Ich multipliziere mich. Ich locke Sterne an. Ich bin eine treibende, glühende ſittliche Möglichkeit mit unausdenkbaren Verheißungen und hohen und immer noch höheren Erfüllungen. Du warſt von Anfang, die du warſt, die Unbewegliche, die Schwungloſe, die Unfruchtbare. Du haſt bloß zugenommen. Du haſt bloß gelernt. Siehe, wir lernen nicht. Wir ſind die Unbelehrbaren. Wir

ſind der Sinn. Du warſt der Unſinn. Wir ſind die Wirkung. Du warſt Materie. Wir ſind die Freiheit. Du warſt die Kette der Welt. Wir ſind die Sittlichkeit. Du warſt das ausgebildete Prinzip der Roheit. Wir ſind der losgelaſſene Intellekt. Du warſt die organiſierte Stupidität. Ha, du warſt der Stumpfſinn, du warſt der Inſtinkt der Gefräßigkeit, du warſt der Grundſatz der Habſucht, der klirrende Stoffwechſel, der dumme Haufen, der Brechzahn, der Weltmagen, die Monſtregurgel, die Univerſal-Kehrichtgrube. Wir wollen nicht freſſen und ſchlucken; wir wollen leben und fruchtbar ſein. Das iſt unſer Sieg über dich. Wir wollen nicht beſitzen; wir wollen anwenden, darum kommen wir zum Flug. Wir ſind keine Menge; wir ſind einzelne; wir ſind wenige; das macht unſere Beweglichkeit aus. Jedes von dir unterjochte Volk war beſſer, lebensfähiger und hoffnungsreicher als du. Wir ſind hoffnungsreicher und zukünftiger als alle Völker und alle Zeiten. Nein, wir laſſen die Toten ihre Toten begraben und folgen uns ſelber nach, und eilen uns ſelber voraus. Lebe wohl, ſchönes Trugbild der Dichter und Romantiker. Lebe wohl, Sehnſucht der blutarmen Jünglinge. Lebe wohl, müder Zauber der Philologen. Hier iſt Leben! Hier iſt freie Bahn! Hier iſt Durchbruch! Hier iſt Unendlichkeit!

Liebſte, ſchönſte Frau Hedwig, wem wollen wir Rom vergleichen? Wir wollen es Dir vergleichen. Du trittſt in den Laden der Modiſtin und kaufſt Dir einen neuen Hut. Du trittſt in den Laden des Schirmmachers und kaufſt Dir einen neuen Sonnenſchirm. Alsdann betuſt Du Dich mit den Dingen und gehſt damit einher wie mit Krone und Szepter, und biſt doch nur die allerdings ſehr ſchöne, aber doch nur kleine und törichte Frau Hedwig. Allein die Jünglinge beten Dich an, und die Profeſſoren fühlen den Hauch des Geiſtes, wenn ſie in Deine Nähe kommen. Und die Kommerzienräte werden ſogar beredt. Weil die Saiſon zu Ende iſt, legſt Du nun den Winterhut weg und ſprichſt ein gefaßtes Vorbei! Er liegt einen halben Tag auf dem bekannten Tiſchchen unterm Fenſter, und die Frühlingsſonne geht darüber auf und beſcheint verlegen ein kniſterndes Larvenblumenweſen. Die Jünglinge erſcheinen und ſehen mit kurzen Augen Winterpoeſie und empfinden Regungen der Sehnſucht, obwohl der leichte Sommer vor der Tür ſteht, in dem Du ihnen noch ganz andere Dinge zeigen wirſt. Am nächſten Tage liegen auf demſelben Tiſchchen Bänder und Spitzen von Deinem Ballkleid. Die Profeſſoren kommen darüber, wiegen die Köpfe und halten es für wahrſcheinlich, daß Du kein ſo ſchönes Kleid mehr zuſammenbringen wirſt. Sie ſitzen und beſprechen

Deine Vergangenheit vom Winter und rekonſtruieren Dich, und würden Dich auch präparieren, wenn Du Dir's gefallen ließeſt. Du wendeſt Dich mit ärgerlichem Lachen den Kommerzienräten zu, von denen Du wenigſtens weißt, daß ſie für alle Deine Zeiten Sinn haben, weil ſie dafür Verwendung haben; ſie kaufen Dich mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft glatt und gerührt auf, ſobald Du willſt, und bringen Dich mit Leib, Seele und Geiſt in einen Handel, über den Du Dich nur immer zu wundern haſt, bis Du in der Knochenmühle und in den hiſtoriſchen Muſeen landeſt. Die auf Deinen Geiſt geſetzt haben, ſind über dem Geſchäftchen bankrott geworden. Die Seelenhändler haben ſich mit Vergleich knapp daraus gezogen. Aber die Jünglinge, Profeſſoren und Brautpaare fangen nun an zu wallfahren nach Deinen unvergänglichen Reſtbeſtänden wegen der Veredelung der Volksſeele und Bildung des Nationalgeiſtes. Und wir wiſſen doch, daß Ismael Dein Vater war. Haſt Du's aber einmal ſo weit gebracht, ſo kannſt Du ſicher ſein, daß Deine Ewigkeit eine ungeſtörte und nur leiſe ſchaukelnde Sache iſt, und daß Du mit zunehmendem Alter ſo ſicher zum Menſchheitsgut avancieren wirſt wie die griechiſche Grammatik.

Du willſt ſagen, mit Deinen Reſtbeſtänden könne man nichts machen. Bitte ſehr, gerade ſo viel, wie

mit der klaſſiſchen Mythologie: man kann darüber lehren. Leben helfen werden ſie vielleicht niemandem; aber muß denn eine Wiſſenſchaft leben helfen? Einzig die toten Sprachen braucht man, um damit unſer ſchwerverſtändliches Dichten und Trachten des zwanzigſten Jahrhunderts auf ſich beruhen zu laſſen. Die Söhne haben zu ihrer Mühe und Einbildung acht Jahre lang Sprachenleichenfelder zu durchſtöbern, bevor ſie ſich über die modernen Friedhöfe hermachen können. Zwar werden ſie dabei nicht nur geradehin erzogen, ſondern ſie werden gelehrt. Kennſt Du den glückhaften Typus Philolog und Idealiſt? Dieſe ſtändige Verlegenheit des eleganten Gottes? Er iſt die Ewigkeit des Humanismus und die Ewigkeit Deines Winterhutes. Nur daß Dein Winterhut immerhin noch etwas Hübſches darſtellt, was man von der andern Seite nicht behaupten kann.

Verehrte Frau, Du weißt, daß ich noch nie ein Gymnaſium von innen geſehen habe und ſehr fröhlich und ſtolz darüber bin. Ich bin leichter als ſie alle. Ich bin unbelehrter und -belehrbarer als ſie alle. Ich habe weniger Vergangenheit, weniger Ewigkeit und weniger Sehnſucht im Leib als ſie alle, aber hundertmal ſoviel Zukunft und Wille zu mir ſelber, und dazu die ganze weite Unendlichkeit. Was mich von den Griechen intereſſiert, das weiß ich. Ich bin völlig

außerſtande, die neun Muſen herzuzählen. Ich empfinde nicht eine Spur von Sympathie für die antike Götterwelt ſamt dem übrigen halbgöttlichen Geſindel, und für ſeine nebenſächlichen Schickſale. Die Erlöſung des Luftſchiffes vom Motor iſt mir wichtiger als die Erlöſung des Prometheus. Ich bin ohne einen halben rückwärts gewandten Gedanken mit ganzer Geiſtesſchärfe auf die Entdeckungen der Lebensforſchung in der Tierwelt und auf die Fortſchritte der modernen Technik gerichtet. Ich intereſſiere mich glühend für die Ergebniſſe der Unterſuchungen über Telepathie, und freundlich für die Unternehmungen zur Gewinnung einer neuen Religion, die unſrer neuen Seele neue Hände unter die Füße legen ſoll. Um von Perſonen zu reden, ſo iſt mir Haeckel wichtiger als Homer. Ich weiß, daß uns Haeckel keine neue Welt ſchenken kann, allein er hat dem ewigen Jugendlichen ein Gebirg von Leichen von der Bruſt genommen, das ihm der Oberphilolog und Moraliſtenhäuptling Nietzſche neuerlich wieder darauf getürmt hatte. Das iſt ſein Verdienſt. Ich liebe und rühme den Wertheimpalaſt in Berlin und ſeinen freudigen Sohn, den Tietzpalaſt in Düſſeldorf, die Künſtlerkolonie in Darmſtadt und ihre Töchter im Land. Die elektriſche Hochbahn iſt mir fruchtbarer als alle Wehmüte des Palatin in Rom oder der Cloaka maxima. Eine ſimple und ehr-

liche Landſchaft eines mittelmäßigen modernen Luft- und Lichtmalers bringt meine Seele feſtlicher in Schwingung als alle Raffaeliſchen Kompoſitionskünſte, weil ich hier zumeiſt Anwendung erkenne, aber dort Entdeckung. Ich kann nicht an Michel Angelo vorbei, weil er ein moderner Menſch iſt, ein Pulvermenſch, aber wohl an der malerliterariſchen Nachgeburt der Antike Böcklin und an dem ſchickſalloſen Stück Ewigkeit Tizian. Keine Unendlichkeit. Auch dieſes: ich gehe lieber zu einer kinematographiſchen Vorführung ſchöner Natur- oder Reiſebilder, als in ein Kolleg über Kulturgeſchichte. Ein Gang durch den zoologiſchen Garten bringt mich dem Geiſt des Lebens näher, als ein Vortrag über Erkenntnistheorie.

Alles was vorführt, was darſtellt, was ſich vor Augen beweiſt, was ſinnenfällig iſt, was anſchaulich, was lockend, was fremdlautend, was aufreizend, dem jage ich nach; das macht meinen Reichtum aus; das iſt die geheime Urſache meiner Selbſtvervielfältigung: das iſt der Grund meiner Leichtigkeit. An der Wander- und Reiſeluſt will ich den wachen Menſchen kennen. Man kann finſtere Bücher leſen. Man kann abſtrakte Gedankengänge denken. Man kann auf allen Vieren hüpfen. Man kann mit hunderttauſend Jahre alten Augen ein Luftſchiff reiſen ſehen. Man kann ſagen: „Humanismus, Humanismus, mein Lieber!“ und

die Brille abnehmen und kläglich blinzeln. Man kann ſeine Augen auf römiſche Ruinen einſtellen und Sehſchmerzen erleiden. Man kann gefangen ſein in allen philologiſchen Gefängniſſen. Man kann pfeifen auf alle philoſophiſchen Disziplinen. Man kann Material ſammeln, um die Welt in die Luft zu ſprengen. Man kann Gedankenhülſen ausgebrannter Gedanken verehren. Man kann abgelegte Winterhüte ſchöner Frauen anbeten. Man kann ſchöne Frauen beſiegen und als ſchimmernde Schweifſterne unter ſeine Gewalt bringen. Man kann mit rückwärts gedrehtem Geſicht verlaſſene Umwege ſtraucheln. Man kann mit vollem leuchtendem Herzen von Senſation zu Senſation ſtürmen. Senſation, das iſt Teilnahme an den Äußerungen des Lebens. Humaniſtiſche Eſel tadeln ſie. Ich ſuche und liebe ſie. Man kann ſchwimmen. Man kann ſegeln. Man kann Automobil fahren. Man kann Flugmaſchinen bauen. Man kann die Arme auswerfen, und Leben und Sterben fällt von einem ab. Die Zeit fällt von einem ab; die Ewigkeit rauſcht einem von den Schultern nieder wie ein ſchwüler Prophetenmantel. Man zieht tote Religionen aus wie alte Schuhe. Man ſchüttelt den Kopf und geſtorbene Kulturen rieſeln auf den Boden wie Blütenblätter aus den Kronen abgeblühter Kirſchbäume. Ha, was gibt es noch gleich für Geſtorbenheiten, daß ich

damit aufräume? Aber ich brauche gar nicht nachzudenken; ich glühe auf, tief und gegenwärtig, und nun gibt es da ein Flämmchen und dort ein Flämmchen, bis ich von humaniſtiſchen und rückbezüglichen Bedeutungen ſo rein im Licht und Strom meiner zweckmäßigen Entwicklung daſtehe wie ein Blitz.

Was iſt aber Rom? Wovon lebt Rom? Wie lebt Rom? Es iſt eine moderne Großſtadt mit einem flimmernden und wimmelnden Leben in den Straßen. Es iſt ein gegenwartwildes und zukunfthungriges Gemeinweſen von anderthalb Millionen Köpfen. Zwiſchen den hiſtoriſchen Paläſten, Kirchen und Ruinen läuten und rattern elektriſche Straßenbahnen durcheinander. Automobile ſchnarchen durch die Straßen mit der unwiderſtehlichen Rennwut gereizter Krokodile. Es iſt eine Weltſtadt mit der ganzen Eiferſucht und dem ſcharfen Neid des jungen Heraufkömmlings, dazu ein uralter Brennpunkt der Weltpolitik mit allen Aſcheniederſchlägen und allem liegengebliebenen Kehricht der Jahrhunderte. Da treibt ſich eine geile, genußſüchtige und rohe Mittelſchicht um, wie ſie im Bürgertum aus den Zeiten des päpſtlichen Roms in die des Königreichs herüber gekommen iſt. Ich ſehe die Frauen träge und brutal, mit dunkelſchönen, großen, dummen Kindsköpfen und herrlichen Oberkörpern im Wagen den Korſo auf und nieder fahren.

Ich bemerke prachtvolle ſchwarze Augen und gebogene Naſen, aber ich begegne nie einer der Göttinen zu Fuß; ſie machen ſchlechte Figur auf der Straße, weil ihre Beine zu kurz ſind; ſie können nur ſitzend prangen. Ich ſehe die Männer mit runden, weichen Eitelmannsgeſichtern, kleinen Müßiggängerfüßen und mit behaarten Handrücken, die auf eine fatale Weiſe an Animalität erinnern, die Cafees bevölkern und den Korſo beſtellen. Man kauft auf den Straßen obſzöne Photographien; ſie ſind ekelhaft, aber lehrreich: es iſt immer der Typus Römer darauf, man kann ihn nicht verfehlen. Das iſt die Bürgerſchaft; ſo ſieht das Leben aus, das zwiſchen dieſem Tod blüht. Darunter hauſen die hundert abgewirtſchafteten Nobelgeſchlechter neben einigen altherglänzenden aufrechten Principefamilien. Der neue italieniſche Bürgerſtaat ſitzt den Kleinen hart vor der Tür und macht den Starken das Leben auch nicht leichter. Ein italieniſcher Staat hat noch nie von ſeiner Hände Arbeit gelebt. Entweder der Staat fraß den Mächtigen, oder der Mächtige fraß den Staat. Gegenwärtig iſt der Staat obenauf, wenigſtens in Nord- und Mittelitalien, und die kleinen Kronen müſſen Glanz laſſen. Das übrige damit ſind Pferde, Wagen und Weiber.

Aber unten exiſtiert noch ein dritter Stand, neuerlich. Er kommt aus den Fabriken und hat ſich

zwiſchen die Bürgerſchaft und die viel beſungene Romantik des Lazzaroni hinein geſprengt und dieſen mit einem Schlag dazu gemacht und geſtempelt, was er iſt: zum Tagedieb und Schädling. Wenn ich an das Volk von Rom denke, ſo denke ich an den Arbeiter Roms. Das iſt der Mann mit der einzig ſtraffen Sehne und dem klugen, opferwilligen Sozialiſtenkopf zwiſchen den Schultern. Er gehört einer ganz andern Welt an. Weiß Gott, wie er zwiſchen die geputzte Nichtsnutzigkeit hinein kommt. Er ſtammt natürlich aus den Provinzen. Von den Albanerbergen. Vom Norden. Vom Süden. Manchmal taucht auch ein Germanenkopf auf dazwiſchen: gotiſches Blut von der Völkerwanderung her und deutſches von den Staufenzügen. Ich glaube, daß ſie die Hoffnung Italiens ausmachen, einfach weil ſie ganz allein und zu allererſt eine Regung beweiſen, von der die Geſchichte der Halbinſel ſonſt ſo rein iſt wie ein unbeſchriebenes Blatt: Opferwilligkeit und Sinn für ſoziale Organiſation. Nebenher erkenne ich in dieſem Arbeiter das reine Kind. Er lebt beweglich, gefühlsſelig und reizbar in ſeiner Haut, naiv, ſpieleriſch, gläubig, demonſtrationsluſtig und unblutig. Das ſind alles Züge, die dem nordiſchen Disziplinſozialiſten abgehen. Aber es haben beide Recht unter ihrem Himmel.

Ich vergeſſe meiner Lebtage nicht das Spiel, das

dieſer ſüße Pöbel mit den Römer Soldaten ſpielte. Sollte da ein auf tragiſche Weiſe verunglückter Arbeiter begraben werden, der zu Lebzeiten ein beliebter und tüchtiger Anarchiſt geweſen war. Die Behörde wußte, daß es Maſſenbeteiligung geben werde und ſetzte ſich mit den Parteileitungen in Verbindung. Es wurde ausgemacht, daß der Zug nur gewiſſe Nebenſtraßen paſſieren ſolle, auf keinen Fall die Via del Plebiſcito. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, kam in Stimmung und bog in der Unſchuld Adams und Evas richtig in die Via del Plebiſcito ein. Da ſtand bereits in ſchönem Vertrauen eine Kompagnie Militär und pflanzte friedlich das Bajonett auf. Nun weiß kein Menſch genau, wie es losging. Es kam ein Wagen mit Ziegelſteinen des Weges gefahren, und die Ziegel bekamen Flügel und flogen ganz einfach zu den Soldaten. Die Soldaten hatten ſchon geſchoſſen, oder ſchoſſen jetzt erſt und hatten nur die Bajonette gefällt: jedenfalls kamen bei der Übung einige Arbeiter ums Leben. Der Sterbefall im Sarg wurde noch einmal erſchoſſen. Ein paar Fenſter auf der Piazza del Geſu erblichen des Todes. Und ein Fräulein, das auf dem Balkon eines dritten Stockwerkes ſtand, bekam einen Prellſchuß in die Knieſcheibe. Das Militär führte einen Sturmangriff aus. Der ſüße Pöbel kam ins Laufen.

Und am Schluß ſtand der Wagen mit dem Sarg verlaſſen auf dem Kampfplatz. Die Behörde belegte die Leiche mit Beſchlag und beerdigte ſie nach ihrem eigenen Ritus.

Das war das Vorſpiel. Am andern Morgen war Generalſtreik erklärt. Kein Tram fuhr mehr. Keine Droſchke war ausgerückt Die Arbeiter füllten zu tauſend die Piazza del Geſu, ſchon am frühen Morgen, diskutierend, ein bißchen erregt, ein bißchen neugierig, ein bißchen herausfordernd. Die Zeitungsjungen ſchrien ihre Blätter aus mit der bekannten Bravour, ohne das kleinſte ſchickſalmäßige Beben in den Stimmen. Man zeigte einander die Schußlöcher in den Häuſermauern und in den Fenſtern, ſoweit nicht die Läden zugezogen waren. Und in allen Höfen der anliegenden Paläſte war Militär ſtationiert. Vor den Toren ſtanden die Offiziere und beſahen ſich die Beſcherung, in die ſie vielleicht bald mit Kolben und Säbel hineinfahren mußten, obwohl für einen Laien kein Grund dazu vorhanden ſchien, denn der Handel ſah gar nicht nach Staatsgefährdung aus.

Um halb elf ertönte ein Trompetenſignal, ganz neckiſch und optimiſtiſch. Gleich darauf ein zweites, und dann ein drittes. Aus der Menge flog das Halloh auf wie ein Taubenſchwarm. Gelächter erklang. Man johlte verwundert und amüſiert. Man pfiff ermunternd. Aus allen Toren

ſtrömten dunkle, ganz harmlos ausſehende Züglein Infanteriſten an den Tag heraus, wie Pech aus undichten Fäſſern, und ſtellten ſich Gewehr bei Fuß auf. Dabei blieb es eine halbe Stunde. Man beguckte einander, etwas ſpöttiſch von der einen und mit der Verlegenheit des Pflichtgefühls von der andern Seite. Das Proletariat war ganz guten Mutes. Es war der beſten Laune von der Welt. Man war nahe dabei, die Sache nett zu finden und ſich geehrt zu fühlen für ſo viel Aufmerkſamkeit. Um elf Uhr gab es wieder Hornſignale. Die Offiziere traten vor ihre Abteilungen und zogen blank. Oho, war das ſo gemeint? Hoe, hoe, man fand das unfreundlich. Man empfand das ſehr ſtörend und direkt taktlos. Eine peinliche Stille antwortete den Signalen. Die Offiziere kommandierten leiſe. Die Soldaten pflanzten wieder auf. Sie hingen die alſo gepfropften Gewehre am Riemen über die Schulter und fingen aus einer Ecke heraus einen kleinen Laufſchritt an gegen das Proletariat, voraus mit gedämpftem Mut die Herren Offiziere. Es war gut, daß ſie kein großes Weſen machten, ſonſt hätte man zu ärgerlich an Abeſſinien gedacht. Das Proletariat wartete, bis der erſte Offizier auf zehn Schritt Abſtand nahe gekommen war. Als er dann noch keine Miene machte, anzuhalten, machte das Proletariat kehrt und begab ſich auf den nützlichen Rückzug.

Das war ſehr vernünftig. Die deutſchen Sozialiſten hätten in dem Fall auf Blutzeugen beſtanden, als ob damit eine Sache beſſer würde oder wahrer. Nachdem das Proletariat ein weniges gelaufen war, hielten die Soldaten an, nahmen die Gewehre bei Fuß, warteten eine Kleinigkeit, machten kehrt und gingen zu ihren Quartieren zurück, vor denen ſie ſich in Ruhe aufſtellten wie vorhin. Und das Proletariat ſtrömte ihnen auf dem Fuß nach. Es ſollte eine Warnung geweſen ſein, aber man fühlte ſich natürlich gar nicht entmutigt, im Gegenteil, gerade munter war man geworden. He verflucht, ſollte das eine Behandlung ſein? Meinte man denn, man habe Schuljungen vor ſich? Zum Teufel, war doch das ſtark. Wo blieb die Würde, he? Und der Reſpekt vor dem Volk?

Um halb zwölf ſignaliſierte es zum drittenmal, weil zum Mittagsverkehr der Platz geräumt ſein mußte. Nun machte man ernſt damit. Man trieb die Menge in die Gaſſen hinein, wie Makkaroniteig in die Röhrentrichter. Dummerweiſe ſtanden vor den andern Gaſſenmündungen auch Soldaten: wo ſollte man jetzt hinaus? Herrgott, ob es nun nicht am Ende doch brenzlicht wurde? Sie konnten einen doch hier zuſammen hauen und ſchießen, wie es ihnen beliebte. Man quetſchte ſich links und rechts in die Privathöfe und Hausgänge hinein, und die Gaſſen wurden wirklich

leer. Nach fünf Minuten kroch man wieder heraus, und das Spiel begann vom Platz aus von vorn, nur daß jetzt die Gaſſenausgänge frei waren. Dann kam der Mittagsverkehr darüber und die Erſcheinung wurde einfach von der Bildfläche gewiſcht. Man hatte gejohlt und gepfiffen. Man hatte ſeine Meinung zu erkennen gegeben und mit ſeinen Gefühlen nicht zurückgehalten. Potz Blitz, das mußte nun doch durchwettern bis zum Quirinal! Und jetzt ging man eſſen. Blut war keines gefloſſen. Nur ein paar Verhaftungen hatten ſich begeben. Was den Berſaglieri ſo in die Finger fiel, die Hinterſten eben, die nicht vor gekonnt hatten.

Nachmittags fand man ſich noch einmal miteinander ein. Das Militär zog nun einen Kordon rings um den Platz über alle Straßen und Gaſſen, die davon ausgehen. Man ſtand ſich noch ein paar Stunden kurzweilig gegenüber, ſchwieg hier ernſt und mit der bedauernd gezeigten Miene gelaſſener Todesverachtung, und füllte dort die Viertelſtunden maſſenweiſe mit unmißverſtändlicher Mitteilung. Die Bewußteren ſchwiegen zwar wie die Soldaten; aber es war ein Glück für den ſchönen Tag, daß ſie die Minderheit ausmachten. Alles andere pfiff und janhagelte, ſang kleine freche Liedchen und rief Hetz, Hetz! Das war ſchon beſſer zu ertragen.

Mit dem Tag ſchlief die Unternehmung von ſelber ein. Die Feierabendzeit weckte die entſprechenden Vorſtellungen von Abendſuppe, Varietee und Kinematograph. Man ſagte ſich Gute Nacht, und das Feſt war aus.

Vier Wochen ſpäter ſtreikten die Droſchkenkutſcher noch einmal beſonders, weil ſie die Einführung der Automobildroſchken hintertreiben wollten, als die guten Mondkälber, die ſie ſind. Es nützte ihnen natürlich gar nichts, ſondern die Automobile hatten die Tage eine ſo wunderſchöne Einnahme, wie nachher nicht mehr bis zur Heiligſprechung des Mädchens von Orleans.

Liebe Hedwig, gratuliere mir: mein Fußballklub hat beim letzten Wettkampf in Wien den Europäiſchen Preis davon getragen, und ich habe den entſcheidenden Fußtritt ausgeführt. Wir waren eine wundervolle Mannſchaft. Ein Profeſſor der Philologie ſagte mir, es ſei ſchade für uns, daß wir keine Hellenen ſeien. Wir haben einen Luftſchiffer und zwei Naturwiſſenſchaftler unter uns.

Nächſtes Jahr mache ich eine Polarexpedition mit. Die Vorbereitungen dazu ſind ſchon im Gang. Dieſen Herbſt reiſe ich nach Auſtralien ab; ich muß nun einmal dieſen Erdteil kennen lernen. Er kommt mir irgendwie unglaublich vor mit ſeinen Buſchmännern und Känguruhs, mythologiſch, und das haſſe ich an einer Erſcheinung. Ich könnte Bücher darüber leſen, aber

es wäre dumm. Wir ſind doch Menſchen der Anſchauung. Aneignung eines wirklichen Stoffes auf abſtraktem Weg iſt eine Ungeheuerlichkeit. Von Büchern kann ich nur ganz ſinnenfällige und Bilderbücher genießen. Unſere moderne Schauluſt iſt ein ſittlicher Fortſchritt, eine Daſeinserhöhung gegen das dumpfe Vomhörenſagen-Exiſtieren von ehemals. Man ſollte einmal zwanzig Jahre lang alle philologiſchen, philoſophiſchen und theologiſchen Kollegien ſchließen und die jungen Leute nur auf Weltreiſen ſchicken. Hurrah, das gäbe einen Nachwuchs! Wir erzielten damit eine Kenntnis des Lebens, die nicht ihresgleichen hätte in allen Zeiten und Ländern. Wozu haben wir denn die vorzüglichen Verkehrsverhältniſſe? Da würden wir doch endlich dieſen mittelalterlichen Humanismus los werden im Zeitalter der Technik. Ich weiß ja, Technik iſt nichts an ſich, aber ſie hat vor der Philologie, die auch nichts iſt, den Vorzug, jung zu ſein. Und die Naturwiſſenſchaft hat alle Segen und Hoffnungen, die am Humanismus verloren ſind.

Wenn die Philologie übrigens etwas wert wäre, ſo hätte ſie ſchon lange alle Griechen und Römer mit Rumpf und Stumpf glatt überſetzt, und lehrte aus der Überſetzung helleniſche Kultur und ihre Anwendungsunmöglichkeit auf unſere eigene andersbedingte. Aber ſie macht ſich lieber fernerhin wichtig im künſtlichen Licht

der Wiſſenſchaftlichkeit, und zieht Anſehen an ſich wie der tote Mond Waſſer. Und wir müſſen uns mit Kraft- und Zeitverluſt unſern Rhythmus ſelber ſuchen. Zu unſerm großen Unglück hatten die Griechen keine antiken Kulturen zu ſtudieren und zu präparieren, und kriegten ſo die Fähigkeit, uns nach einem überaus unphilologiſchen Lebenslauf als humaniſtiſche Leichen auf den Werdegang zu fallen.

Um auch ein Wort von der griechiſchen Plaſtik zu ſagen, die heute den Reichtum des Allerweltsbettlers Rom ausmacht: durch wieviel wilde Leidenſchaft und Häßlichkeit muß man hindurch ſein, um zu dieſer Größe zu gelangen. Nicht Ruhe: Größe! Aber man muß hindurch ſein. Hindurch!

Jedoch wir räumen auf! Wir räumen gewaltig auf. Wir kümmern uns den Teufel um Vorbilder. Wir leben darauf los. Wir wollen doch zum Kuckuck auch einmal Lehrpläne verderben. Vielleicht daß wir zu ſeiner Zeit den Betſchuanenjünglingen das Leben ſauer machen, wenn die Abkühlung ſo weit vorgeſchritten iſt in Afrika. Dann werden ſie vermutlich auf ihren Ebenen Hügel und Dämme aufwerfen, damit ſie klaſſiſche Eiſenbrücken kopieren können. Ihre Bergtäler werden ſie vermauern und voll Waſſer laufen laſſen, um mit antiken Panzerſchiffen darin herum zu fahren. Sie werden Kruppſche Kanonen gießen, und in Er-

manglung eines Feindes und eines anſtändigen Verbrechertums die zehnten Männer auslosen, und ſie aus tiefem philologiſchem Intereſſe in Grund und Boden ſchießen. Sie werden nachher die Hände reiben und ſagen: „Jetzt haben wir wieder wundervoll rekonſtruiert!“ Sie werden über Deinen Winterhut kommen, ſchönſte Frau Hedwig. Sie werden eine neue Fakultät darüber errichten und in langen, ſchwierigen Werdegängen etwas wie Doktoren der Wiſſenſchaft von Hedwigs Winterhut heranzüchten. Dieſe werden genaue Nachbildungen eben dieſes Winterhutes als Grad und Würdeabzeichen auf den Köpfen tragen. Der Doktortitel wird abgeſchafft ſein, weil er zu ſehr an den antiken deutſchen Pfingſtochſen erinnert und auch im bürgerlichen Leben gar keine Berechtigung hat; man wird mit Grund darin bloß eine Beläſtigung der Bevölkerung empfinden.

Liebſte Hedwig, nicht wahr, Du vergißt nicht, daß Du mein biſt? Du könnteſt mir dadurch nicht entwiſchen, aber Du verurſachteſt mir unnötige Flugſtörungen. Und Du ſagſt doch immer, daß Du mich liebſt. Halte Dich ſchön ordentlich an Deinem Platz und glühe was Du kannſt zu Ehren Deines Hans Himmelhoch.

Schönſte Frau, ich mußte. Es lag auf meinem Weg, den Du nicht kennſt. Es gehörte zu meiner Tat, von der Du nichts weißt. Ich mußte auffliegen. Es iſt wahr, ich habe Dich betrogen; allein es iſt kein Raum in mir für Reue. Es geht Dir auch nicht um das Geld, obwohl Du mir's für ein Schweizerhaus gegeben haſt, in dem Du im Sommer bei mir wohnen wollteſt, und jetzt ſind die Flügel einer Flugmaſchine daraus geworden. Du hätteſt Dir denken ſollen, daß ich mich nie mit einem Haus an den Boden kleben werde. Aber wenn ich Dir die Verwendung des goldenen Schaums vorher genannt hätte, ſo wäre ich ſchwerlich in die moraliſche Lage gekommen, einem geſcheiten Kopf auf ſein Projekt hinauf zu helfen, und von der Weltgeſchichte meinen guten, gegenwartheißen Anteil an mich zu reißen. Sein Aufſtieg gehört zur Hälfte mir, nicht nur, weil wir die Maſchine mit Deinem Geld beflügelt haben, ſondern es arbeitet eine Idee von mir in dem ſeltenen Vogel, wenn er ſich von der Erde erhebt. Das macht mein Recht aus und meinen Sieg über das Schwerbewegliche.

Einzige Liebe, warum hüteſt Du mich nicht und hältſt mich feſt? Ich bin ein ewiger Zündſtoff. Wo mich ein Strahl des Lebens trifft, da brenne ich auf.

Du erweckſt Opferfeuer zu wohlgefälligen Handlungen. Allein die heiße Stichflamme des Genies entzündet Exploſionen der Schöpferwut.

Ich ſprach ihn zuerſt im Wartezimmer meines Arztes. Du weißt, ich muß von Zeit zu Zeit nach meinem Herzen ſehen laſſen. Er ſtand vor ſeinem Stuhl mit dem Geſicht gegen die Wand und beſah dort die bildliche Darſtellung einer Rabenzänkerei mit einem Habicht. Neben ihm war der letzte freie Stuhl. Ich ſetzte mich darauf und ſchaute gerade aus. Nach einer Weile merkte ich, daß er unterm Betrachten einen Blick auf mein Geſicht warf. Dann fuhren ſeine Hände in ſeine Rocktaſchen. Man hörte Schlüſſel klirren darin. Er zog das rechte Knie an, wie einer, der irgend etwas abſolut nicht mehr aushalten kann. Plötzlich wandte er ſich an mich und flüſterte mir haſtig wie eine Todesnachricht die Worte zu: „Die Vögel fliegen miſerabel.“

Du mußt bedenken, das konnte er wiſſen, denn er hatte ſich ſchon bis zur Verrücktheit mit dem Vogelflug beſchäftigt; aber davon war mir noch nichts bekannt. Ich ſtand gehorſam und kritikluſtig auf und trat neben ihn, um mir meinerſeits eine Anſicht zu bilden. „Hundsmiſerabel fliegen ſie,“ markierte er mit den Fäuſten in den Taſchen. „Wie junge Hunde, die man in die Luft wirft.“ Das ärgerte mich.

„Geſtatten Sie," erwiderte ich empfindlich: „Ich liebe es nicht, wenn man meinem Urteil vorzugreifen ſucht." Da wurde er anzüglich. „Verſtehen denn Sie etwas davon?" fragte er dringend zurück und rückte mir gleich Revolvermündungen ein paar ſtahlgraue Piratenaugen vor das Geſicht: „Haben Sie ſich ſchon damit abgegeben?" Du kennſt mich genug, um zu wiſſen, daß ich jetzt dem zwiefärbigen Zeichen in der Geſchwindigkeit ſehr gern gedient hätte, jedoch ich mußte nach der Wahrheit geſtehen: „Nein, das iſt mir noch nie eingefallen." Er ließ ſeine Revolver ſinken und ſagte mit dem Tonfall einer nachgerade gewohnten Enttäuſchung: „Dann können Sie auch nicht mitreden." Im nächſten Augenblick wurde er ins Sprechzimmer gerufen und ich blieb allein mit ſeinem Eſel, den er mir an die Hand gegeben hatte, vor dem Bild ſtehen. Ich war wütend. Das Bild ſah ſo gut aus, wie irgend eines in unſrer Kunſtrepublik, und ſtammte außerdem von einem ſogenannten namhaften Maler. Na, ich wollte mich ja mit dem arroganten Burſchen nicht herumpöbeln; er konnte wirklich mehr wiſſen als ich. Etwas mehr Höflichkeit würde ihm unter Umſtänden nicht ſchaden. Aber möglicherweiſe hatte er auf Wichtigeres aufzupaſſen.

Als ich aus dem Haus des Arztes trat, höchſtens

noch das Gefühl von dem Unbekannten in mir, und mit den Gedanken wieder ganz auf meinen Wegen, ſtand er zwanzig Schritt ſtadtwärts vor einem Garten und ſtarrte hinein, wie er vorher auf das Bild geſtarrt hatte. Mein Weg ging dort vorbei. Erſt wollte ich auf das andere Trottoir, dann ſagte ich: „Nun gerade!“ und ging zu. Wie ich ſchon dachte, ich werde unbemerkt durchkommen, machte er mit der herwärts hängenden Hand, die innere Fläche nach mir gewendet, eine Bewegung gegen mich, die meinen Gang ſtoppte, und ſagte, ohne den Kopf nach mir zu wenden: „Hier können Sie ſehen, wie ein Vogel fliegt.“ Er hob die andere Hand leicht gegen den Garten, worauf drinnen eine Amſel vom Boden aufſtieg und in einem Vogelbeerbaum verſchwand. Als das geſchehen war, wandte er den Kopf und fixierte ſeine Revolvermündungen wieder auf meine Augen. „Sie haben natürlich nichts geſehen,“ mutmaßte er mit dem Ausdruck verzehrenden Leides im Geſicht, „als eine fliegende Amſel, Turtus merula, Männchen ſchwarz mit gelbem Schnabel, und ſo weiter. Aber ich ſage Ihnen, es iſt ganz egal, wie das Tier ausſieht; daraus lernen Sie nichts. Wenn Sie erkennen könnten, wie es fliegt, ſo erführen Sie etwas von ſeinem Intellekt. Vielleicht nennen Sie das Seele. Wollen Sie mit mir nach Hauſe kommen? Ich

habe Vogelflüge kinematographiert. Ich führe ſie Ihnen vor mit verlangſamtem Tempo, daß Sie alles ſehen können."

Er iſt ein Ding an ſich, von dem alles ſelbſtverſtändlich kommt, und das gewohnt iſt zu wirken. Er ſetzte ſich in Gang, ohne eine Antwort von mir abzuwarten, und ich hatte zu ſehen, daß ich mitkam, wenn ich mich nicht blamieren wollte. Außerdem war ich neugierig auf ſeinen Kinematographen mit dem verlangſamten Vogelflug und auf den Intellekt, der dabei klar werden ſollte. Oder die Seele, wie ich das vielleicht nenne. Ein verfluchter Kerl war er, jawohl. Er ging einmal an einem Ding vorbei und räuſperte ſich, und augenblicklich war es verdächtig. Laß doch ſehen in der Eile, bevor du ihm deine roſenroten Därme verrätſt: eine ſeelenloſe Perſon, worin beſteht die? Entweder ſie iſt dumm, ſtupid; dann gibt es kein Spiel, das iſt richtig. Oder ſie ſitzt kalt und höhniſch hinter ihrem Grenzvogel; dann iſt ſie intelligent genug, ſich vom Pack zu differenzieren. Nicht wahr, das beſeelte Daſein, das iſt die warme Hoſentaſche, in der die Menſchheit ihre Diebsfinger wieder aufwärmt, wenn ſie in der Winterkälte des Gewiſſens verklammt ſind. Und wiſſenſchaftlich betrachtet bedeutet es gar nichts. Pſychologie iſt Eiertanz. Der Menſch da hat ganz recht. Wie ſieht

er überhaupt aus? Hoch und hager natürlich. Er ſchreitet auf langen Reiherbeinen über das tote Unten-liegende und federt dazu noch auf den Fußballen. Er kann gar nicht hoch genug über den ewig rück-läufigen Erdendreck der Bedingtheit hinauswachſen. „Von Erde biſt du genommen, zu Erde ſollſt du wieder werden.“ Ach ja, dieſe träumeriſche Sentenz eines wenig gewitzigten vorderaſiatiſchen Untergottes braucht uns nicht mehr die Knie zu entmutigen.

Wir langten bei meinem Führer zu Hauſe an. Hinter einem hölzernen Zaun in einem ziemlich wild-wachſenden Garten ſtand ein Ding, halb Schuppen, halb Atelier, mit der Firſtſeite nach der Straße. Ein großes Tor erſchien darin, ſonſt nichts, keine Fenſter, außer hinten, wo er zwei Stuben hatte, in denen er wohnte; dort war immer ein freimütiger und vor-nehmer Tag zu treffen. Das Atelier bekam ſein Licht von oben durch ein Glasdach. Um das Haus herum ſchwoll und trieb in zitternder Offenbarungsfreude die ſtumme Frühlingsliebe der Pflanze. Exploſionen von Blütenſeligkeiten rauchten hellfarbig empor vom dunklen Urgrund des Seins, und dazwiſchen zuckte blitzgrün der drangvolle Lichthunger des jungen Blattes auf. Aber drinnen in der Halle ging das tiefe Befremden des ſpäten neunten Schöpfungstages um. Da lag mit Rumpf und Gliedern unter dem zum Brennpunkt

konzentrierten wilden Mittagslicht des Geniewillens das dunkelkühne Gerüſt einer Flugmaſchine, und warf ahnungsvolle Schatten unter ſich. Ihr Herr und Schöpfer erhob mißtrauiſch und rechthaberiſch die Revolvermündungen ſeiner Augen, allein es war ſoviel Vernunft in ihr wie in ihm, und ſie brachten miteinander ein Anſehen auf, das einzig war und trotzig, und voll Verkündigung. Er ſtellte mir nichts vor davon und hielt ſich auch nicht auf dabei, ſondern ging nach dem Hintergrund des Raumes, wo ſich der Kinematograph befand. Mit zwei Handgriffen ſetzte er das Atelier dunkel durch Strohmatten, die er über das Glasdach herunterließ. Einen Augenblick glühten elektriſche Lichter auf. Dann erloſchen ſie. Der Apparat begann zu kniſtern. Der erſte Vogel erſchien an der weißen Wand. Mit ausgebreiteten Flügeln rieſengroß ſtürzte er aus dem Nichts in den Raum hervor, eine Königserſcheinung voll ſtürmiſcher Gewalt und Verfolgtheit, und auf ihrem verlorenen Weg erſchütternd zur Anſchauung gebracht mit allen hohen und höchſten Willenskräften der irregeleiteten Kreatur. Ein Raubvogel mit dem ungebrochenen Sprühfeuer des Gotthaſſes im Blick und mit dem endgültigen Fluch der Unerlöſtheit über den leidvollen Wölbungen der Augenknochen, das Ganze von der Linſe zwanzigfach vergrößert und vom Dynamo im gleichen Maß durch die

Zeit geſteigert: die Flügel dieſer ſcheuen Offenbarung ſtiegen und ſanken im eindrucksvollen Ewigkeitrhythmus des Turmuhrperpendikels.

Das Techniſche der Vorführung begriff ich ſo, daß bei der Aufnahme der Vogel von einem Syſtem ſenkrechter und horizontaler Fäden in der ſchwebenden Mitte feſtgehalten wurde. Sein wechſelndes Beſtreben, aufwärts, vorwärts oder in Seitenſtößen loszukommen, entfaltete von ſelber das ganze Spiel ſeiner Flugerfahrung. Von plötzlich gegen ihn angeſchickten Überraſchungen wurden auch die inſtinktiven Bewegungen ausgelöſt. Die Aufnahmen waren von einem eigens konſtruierten Doppelapparat in beinahe hageldichter Folge bewirkt, ſo daß nachher bei der verlangſamten Abwicklung immer noch die Bilddichtigkeit der gewöhnlichen Kinematographen erzielt wurde.

Du kennſt meinen Gaſtgeber nun bereits mit ſeinem inzwiſchen berühmt gewordenen Namen Walter Wolf von Ruffach. Du haſt unſern Auf- und Ausflug in den Zeitungen geleſen und mir die betreffenden Nummern per Poſt zugeſchickt mit einem blauen Strich unter meinem Namen, und mit großmächtigen Fragezeichen an allen Rändern. Letzte Sonne des müden Okzidents, Aufgang und Niedergang der Güte im Herzen, höre nicht auf die Stimmen der Unbegeiſterten. Was wiſſen die davon, wie man zum Propheten wird!

Dies iſt mein Wort: es fehlt noch ein kleines, ſo überholen wir unſere eigene Zukunft; ſo flink ſind wir ſchon geworden. Noch einen Umgehungsflug braucht es, ſo kreiſen wir ſie ein und ſtellen ſie. Und dann wollen wir Bekenntniſſe hören, die uns frommen ſollen. Die Zeit ausſchalten, das iſt die glühende Kohle in unſerm Kopf, das wunderbare Rad ohne Speichen, der Geſang unſeres Gruße.

Nach dem Falken flogen Schwalben, und dann Waſſerjungfern. Den Waſſerjungfern waren die Flügel gefärbt, daß man ſie beſſer ſah. Man merkte ſofort, es war ein anderes Flugprinzip als bei den Vögeln. Sie ſchwirrten. Wenn wir fliegen wollten, ſo mußten wir auch ſchwirren. Die Bemerkung ſchlug mir in den Kopf wie eine Flintenkugel, und ich ſagte ſie zu Ruffach. Aber er rief nun in plötzlicher Erregung von ſeinem Standort her: „Paſſen Sie auf die Kurve auf, hören Sie!“ Die Kurve? Gut. Ich paßte auf und war augenblicklich mit erregt. „Verſtehen Sie das?“ ſchrie er und ſtellte den Apparat, daß die Bewegung im Bild auf dem unterſten Punkt der Kurve jäh ſtillſtand: „Verſtehen Sie das? Wie kann das verwünſchte Inſekt mit dieſem Vorſchlag ſeine Lage halten? Sehen Sie mal.“ Er war allem Anſehen nach vor einer unbekannten Größe angekommen, die ihn nach unzähligen vergeblichen Verſuchen zu ihrer

Habhaftwerdung nachgerade zur Wut reizte. Er drehte das elektriſche Licht an und führte mich zu einer Aluminium-Modellſkizze, die mit Flügeln und Steuerfächern in einem raffiniert ausgedachten dreidimenſionalen Netz von Schienen ſtand. Er drehte einen Knopf, und die Flügel begannen zu ſchwirren; ganz wie auf dem Bild. Er ſchob einen Riegel, und die Maſchine ſtieg auf. Das war in Ordnung. Er zog den Riegel zurück, und ſie kam herunter. Sie bewegte ſich vorwärts und rückwärts in ihren Schienen, wie es ihm gefiel. Sie glitt die ſchiefe Ebene empor und machte in der Höhe eine raſche Wendung nach links, wobei ſie den einmütigen Widerſtand des ganzen Gerüſtes mit Kraft überwand. Es funktionierte alles ohne Tadel; jedoch als ſie Ruffach im Horizontalflug aus dem Schienenhalt heraus über die Balance führte, zeigte ſich, was er an dem Inſekt nicht begriff: das Modell hüpfte wie eine Maus, ſtatt eben und königlich hinzuſchwirren.

Ruffach war bleich geworden vor Erregung. Er benagte ſeine Unterlippe auf eine tückiſche und gewaltdrohende Weiſe, und ſeine grauen Augenringe wurden flach und dunkel vor wütender Anſtrengung, zu ſehen. Hart und ſtarr trat aus ſeinem Schädel die Form ſeines Willens heraus, aber an ſeinen Wangen ſchlich ſichtbar die öde Hoffnungsloſigkeit des gebundenen

Subjektiven nieder. Er führte das Modell auf die Schienen zurück, brachte die Bewegung der Flügel auf den unterſten Punkt der Kurve, drehte ein paar Lichter aus, daß das Bild an der Wand ſichtbar wurde neben dem Modell, und trat wortlos beiſeite. Ich hörte ein Streichholz aufziſchen hinter mir; wahrſcheinlich ſteckte er ſich eine Schmollzigarette an. Ich tat, was er von mir erwartete, und verglich die kritiſchen Flügelneigungen. Es ſtimmte natürlich alles; bis auf den Schluß, den er daraus zog. Und da war er nun einfach nicht genug Waſſerjungfer. Es machte direkt lachen, wie er ſich einen Netzflüglerintellekt inwendig vorſtellte. Er ſtammte wirklich erſt von heute, nicht von ſieben Erdzeiten her wie ich. Er war in all ſeinem Leben noch kein Stück Vieh geweſen, und beſaß nicht die geringſte Tradition. Er konnte trefflich beobachten und wundervoll rechnen; allein ſobald etwas durch einen Inſtinkt erreicht werden ſollte, war er verloren, wenn es ihm nicht der Zufall brachte. Lieber Intellekt, fliege doch mal raſch aus und ſieh zu, daß du in meinen Archiven meine Wiſſenſchaften von der Vernunft des Flügelſchlages auftreibſt. Sie ſind vielleicht ein bißchen ſehr verlegt; was habe ich damit zu ſchaffen gehabt die letzte Zeit her, nicht wahr? Oder bleib da, lieber Intellekt. Schon ſprießt mir das Gefühl in der Schulter, ſchwirrend, erinnerungs-

ſelig. Gleich werde ich aufs Haar wiſſen, wie das Inſekt fliegt.

Ruffach ſchien ſich etwas gemerkt zu haben; er griff mir diesmal nicht vor. Aber es kam jetzt gar nicht in Betracht. Jetzt ſchwirrte ich auf. Mit dem hohen Übermut des Netzflüglers ſchwirrte ich auf aus dem verehrungsvollen Flüſtern des Urgraſes. Alles war mir gegenwärtig. So breitete man die Flügel aus. Das war das elektriſche Kniſtern, das nun in den Bruſtringen anhob zu necken. An dieſem Punkt begann man mit der Kurve. Und ſo bediente man ſich des fraglichen Vorſchlages. Natürlich, ſonſt ſchoß man mit der Naſe wieder ins Urgras. Damit ſich der Flieger nicht überſchlägt, muß ſich der Flügel überſchlagen.

„Wollten Sie wohl den Kinematographen noch einmal laufen laſſen?“

Ganz richtig, da hatten wir's. Es war ſogar ſehr klar. Übrigens, ſo eine Waſſerjungfer des Alluviums: wirklich intereſſant! Ganz wie wir in der Vorzeit, was das Fliegen anging. Vielleicht noch etwas virtuoſer. Aber ſonſt ſah es doch ſehr nach Reſignation aus. Man war ſitzen geblieben. Man hatte ſich verſpezialiſiert und dann den Anſchluß verſäumt. Bedauerlich, in der Tat. Kondoliere herzlich. Wir hatten keinen Anſchluß verſäumt. Wir

waren nirgends ſitzen geblieben. Wir taten nun ſchon ſo ziemlich, was man überhaupt tun konnte innerhalb der bekannten drei Dimenſionen. Und nach der vierten ſchauten wir ſcharf aus.

Jetzt mußte ein neues Modell gebaut werden, weil das vorhandene nichts nutz war. Als wir es fertig hatten, ließen wir es los. Erſt in den Schienen. Gut, ſehr gut. Es kletterte in ſeinem Syſtem herum mit der Behendigkeit eines Baumaffen, daß einem das Herz lachte. Und dann glitt es über die Balance wie ein Schiff über das glatte Waſſer. Kein Mäuſeſprung mehr. Nur geradeaus gerichtete Energie, und der goldene Faden der Vollkommenheit.

Wir riſſen das Gerüſt in der Halle zuſammen und fingen mit friſchem Material von vorne an. Das war koſtſpielig, und das Geld ging uns aus. Ich verlockte Dich, wie Gott den Sinn der Materie, und aus Deiner haltſamen Liebe kamen uns Motore der Begeiſterung und des Aufſtieges. Und des Reiches und der Kraft und der Herrlichkeit in Ewigkeit. Du haſt das in den Zeitungen geleſen, und noch vieles dazu; aber die Zeitungen wiſſen nichts. Die Zeitungen wiſſen nie etwas. Wir rauſchten auf, ein Wirbelſturm der Weltherrſchaft, mit dem unwiderſtehlichen Doppelkeim Genie-Inſtinkt im Kern der gefeierten Erſcheinung. Wir ſchwirrten mit dem wil-

den Ton des Urvogels Archäopterix über die geſtillten Formen des Alluviums. Urleidenſchaften erwachten bei dem Klang in den Grundverließen der Perſönlichkeit, riſſen ſich verjüngt von verroſteten Ketten los und brauſten im Auferſtehungsleib mit uns davon. Und Urerkenntniſſe ſchwärmten wie Monde hinter dem betrogenen Horizont herauf, für jede Nacht ein unbeſtechlicher Aufſeher. Alſo das waren wir. Natürlich, ſo meinten wir uns im Grund: genial, nichtmoraliſch. Was für eine gottverdammte Hand war denn das, die einem jetzt von der Kehle glitt? Schnell, liebes Licht, bevor ſie ſich verkriecht. Aha, die Hand des Mitmenſchen. Sehr angenehm. Apropos: gibt es denn ſowas, wie Mitmenſchen? Iſt das nicht ein Mißbrauch unſerer Gutmütigkeit? Wenn ſie mit Menſchen ſind, warum fliegen ſie nicht auch? Auf irgend eine Weiſe! Die Dichter, ja. Und die Muſiker. Und die großen Bildner und Organiſatoren ihrer ſelbſt. Aber alles andere ſtellt doch veraltete Form dar. Wie die Waſſerjungfer und das Känguruh in Auſtralien. Zu denken: es gibt Menſchen, und es gibt Mitmenſchen.

Nein, wir verkaufen unſere Erſtgeburt nicht, für keine Tugendkrone auf der Welt. Wir pfeifen auf den Mitmenſchen. Wir pfeifen auf des Mitmenſchen Haus. Wir pfeifen auf des Mitmenſchen Weib. Wir pfeifen auf ſeinen Knecht und auf ſeine Magd.

Wir pfeifen auf ſeinen Ochſen. Wir pfeifen auf ſeinen Eſel. Wir pfeifen auf alles, was der Mitmenſch hat. Wir ſtehen zu niemand ſittlich, als zu unſrer ſchönen Idee. Wir führen unſre ſchöne Idee auf den Acker des Mitmenſchen, daß ſie ſich darauf rund und mutig frißt. Wir jagen mit unſrer ſchönen Idee durch die Gaſſen des Mitmenſchen und rennen Mann, Weib und Hund nieder. Das iſt unſre Gerechtſame. Was iſt an Mann, Weib und Hund gelegen? Wir fahren mit unſrer ſchönen Idee zum Himmel auf, und der Mitmenſch hat wahrhaftig das Nachſehen. Wir haben Ballaſt an Bord, o, viele wohlgerüttelte Säcke Gebete und Satzungen, Sand von den Mühlſteinen der Humanität. Droben ſchütten wir ſie aus, einen nach dem andern dem Mitmenſchen in die dummen blanken Augen. Wir lachen auf und ſind wie Gott, der Gottbefreier. Wir könnten den Mitmenſchen wieder einmal erlöſen, wenn wir wollten, mit einem einzigen Wort: „Gib uns dein Kreuz!“ Aber es fällt uns gar nicht ein. Mag er ſich an das Kreuz anpaſſen und ſitzen bleiben. Und den Anſchluß verſäumen. Wir paſſen uns an die Unendlichkeit an. Wir gehen ein in das Weſen, den Bildner. Wir haben es uns feſt vorgenommen. Wir brechen alle Übereinkünfte. Wir maßen uns an und verfügen über alle Kräfte, auch über die Kräfte, die von Chriſti

Verſuchung ausgehen. Wir wiſſen nichts von Pietät. Wir kennen nur Zweck: Organiſation. Und das Mittel dazu: Herrſchaft. Jedoch der Zweck der Organiſation, das iſt der Sieg über das Gewordene und der Eingang in das Seiende, das Weſen, den Bildner. Siehe, wir umſchwärmen ihn, eiferſüchtig, wie die wachen, wütenden Samentierchen das Mutterei. Wir dringen vor. Wir dringen vor. Wir haben eine Befruchtung im Sinn, die Beſtürzung der Hoffenden bedeutet, Austreibung des heiligen Geiſtes und die Erſchütterung der ewigen Schöpferwonne.

Siehſt Du, Goldfinger des diesſeitigen Daſeins, davon hat nichts in den Zeitungen geſtanden. Zeitungen werden von Mitmenſchen gemacht, und Mitmenſchen nähren ihre Seele davon. Mitmenſchen haben Seelen. Frage nie Zeitungen. Frage immer mich. Ich weiß von allem. Ich bin alles. Ich kann alles. Ich bin der Fürſt dieſer Welt und mache mir nichts daraus. Soll ich Dir ein Königreich abtreten? Legſt Du mehr Wert auf Tribut oder auf eine hübſche Krone? Geliebtes einziges Leben, mein Herzblut gehört Dir, freiwillig, wohlbewußt; daran iſt nichts zu ändern. Aber mein Kopf gehört meiner ſchönen Idee. Und die Idee muß eingehen in den Bildner.

Meine Idee iſt nicht, daß man mit dem Aeroplan

über das Alluvium fahren kann. Das Weſen iſt meine Idee. Der Bildner, der im Willen wohnt.

Liebes Herz Gottes, des herzlos verratenen, verſtehe mich, wenn Du kannſt: laß Dich durchdringen, reſtlos, rettungslos, vom Gefühl der elementaren Freudigkeit und reinen Weltbedeutung Deines Hans Himmelhoch.

10.

Hedwig! Die Du warſt am Anfang und die Du ſein wirſt am Ende, Geheimnis des Andern, Spiegel des Selbſt, Urgewalt und Urgrauen der unumgänglichen Furchtbarkeit des Ichgefühls! Die Du lebteſt im Dinoſaurus und im Ichthyoſaurus, die Du Licht ſuchteſt in der Amöbe und Freiheit im fliegenden Fiſch, und die Du über das Daſein nachdenkſt in den Gehirnen der Propheten und Philoſophen, Allgegenwart der Not, Sinn des allumgreifenden Raumes: jetzo ahne ich Dich. Von der einzigen enthüllten Gebärde Deines Untergangs ſteigt tauſendfaches Glück der Erinnerung auf, und wie Verrat des Hauptſchuldigen erklingt die Weisſagung der grauen Verführerin, die hinter Deinem Sturz in verzauberten Formen herſtrudelt: der Zeit. Lag ich nicht mit Dir, in Dir, und Du in mir: lagen wir nicht in der allgemeinen Pein und Finſter-

ins der Vorbewußtheit ineinander, gehörlos, augenlos und unerfahren, hin und her geſchüttelt zwiſchen dem Brand der Welt und der tiefen Eiſeskälte des Feindlichen, ſchrien ohne Mund und wimmerten ohne Lungen, und unſer Herz war nichts als ein ſiebenhundertmal durchglühtes und durchfrorenes Tröpfchen Todesqual?

Ach, wie waren wir dumm und geplagt. Wie wüteten wir nackten Plasmaklümpchen hinter unſern verſchloſſenen Sinnen. Elektriſch geladene Wirbelſtürme vorſtellungsloſer Willenskrämpfe tobten betrunken im blinden Punkt unſeres Daſeins durcheinander. Unſre Bewegung war eine troſtloſe Folge epileptiſcher Anfälle, die ſich mit dem fanatiſchen Rhythmus des Maximgewehrfeuers vom dunklen Band unſeres Verhängniſſes abſchleuderte. So taumelten wir in den Dämpfen der erſten Niederſchläge umher, bald in heißen Strudeln verbrüht, bald vom Waſſer verlaſſen auf der unwirtlichen Kruſte verdorrt, und bald von ausbrechenden Lavaſtrömen zu Aſche verpufft.

Da lieferten wir vor Verzweiflung den vielbewunderten erſten Genieſtreich, und rotteten uns zuſammen. Um einen Mittelpunkt rotteten wir uns zuſammen, und hatten auf einmal eine wackere Front nach außen, und inwendig in der hohlen Kugel einen gedeckten Rücken; da konnte nun keiner weiter

daran tippen. Freilich war noch alles außer uns, Licht, Zeugungskraft, Nahrung. Aber wir vollbrachten den zweiten Genieſtreich: wir zogen uns mit unſerem Fraß in uns ſelbſt zurück. Wir ſtülpten uns ein darüber wie einen Kautſchukball und ſagten: „Das iſt fortan unſer Magen.“ Er war zweckmäßig, und wir blieben dabei. So fing es an mit dem Nornenlied vom innern Weſen. Was wiſſen aber die Nornen vom inneren Weſen, dieſe Unbelehrteſten der Unbelehrten, dieſe armen Schemen des Schickſals, dieſe Waiſenkinder der Zeit? Hat nicht auch die Hexenzunft ausgeſungen? Und ſie kannte doch mehr vom Geheimnis als alle vorüberwandelnden Prophetenzüge. Eins iſt keins. Äußeres iſt Inneres.

Jedoch was für blöde Geſichter machten wir, Hedwig, unruhvolle Liebe, als das erſte Scheinchen Licht über uns aufging! Wir ſtarben faſt daran, weil wir noch nicht weinen konnten. Wir fielen wie raſend übereinander her, ein Amöbchen über das andere, und fraßen einander auf, rein aus Angſt voreinander. Wir blieben aber übrig. Und als wir einander verdaut hatten, fuhren wir fort zu wimmern. Die elektriſchen Stürme tobten jetzt nicht mehr ſo ſinnlos durcheinander. Sie hatten angefangen Richtung zu nehmen gegeneinander, und auf den Kreuzungspunkten ging es ſchon verteufelt ſcharf her. Und eines Tages ſpürten

wir es zum erſtenmal donnern über uns, weil wir endlich eine Ahnung von Ohr an uns zuweg gebracht hatten. Wir kriegten damit noch auf lange hinaus immer nur das allergröbſte vom Hörbaren in unſere Erfahrung, und das war dann allemal gleich ſo fürchterlich, ſo über alle Begriffe entſetzlich, daß wir uns die kaum geſchaffenen Ohren mit den Händen zugehalten hätten, wenn uns ſchon zu dieſer Köſtlichkeit geholfen geweſen wäre. Allein wir hatten nur ſchleimige Scheinfüßchen, die wir winzig aus uns herausſtreckten, und auf denen wir zitternd von Fraß zu Fraß krochen, Du in mir und ich in Dir. So war es beſtellt mit uns.

Wir ſtreckten nun unſern Darm. Außerdem ſchrien wir uns durch die nächſte Erdzeit etwas wie eine Lunge an. Da ging es gleich etwas beſſer mit uns — verſteht ſich, verhältnismäßig, ſehr verhältnismäßig. Wir erſchraken noch fortwährend und fielen dann immer übereinander her, weil jedes meinte, das andere ſei ſchuld daran. Wie oft habe ich Dich verſchluckt und verdaut, Hedwig, Würze und Reiz des täglichen Opfers, und Du mich. Doch waren wir von jeher die Unveränderlichen und blieben, was wir waren, nämlich das einzige, einzigmögliche und einzig notwendige perſönliche Daſein, mit allen Erbärmlichkeiten und Verlorenheiten, und mit allen Verheißungen.

Nicht wahr: Augen, Ohren, Gefühl, Geſchmack, Geruch, dieſe fünf Haupt- und Notſinne, hatten wir aus uns herausgewütet durch die primären Erdzeiten; aber das Rückgrat war unſere erſte Idee. Da waren wir zum erſtenmal ein bißchen konſtruktiv. Damals ſchwammen wir als eine Art von Fiſchen fein und ſchon ziemlich manierlich im warmen Waſſer der prähiſtoriſchen Landſchaft, Du in mir und ich in Dir, Hedwig, unbegreifliches Leben, und waren die erſten Ingenieure, die es gab. Hochbauingenieure. Wir konſtruierten uns hartnäckig und unverdroſſen die Triumphbrücke zur Weltherrſchaft, das Rückgrat. Du willſt mir jetzt die Müdigkeit Deiner ſpäten Gegenwart über die Freiheit unſerer Tat bringen, und hältſt ſie für eine Hypotheſe. Aber Du biſt vielleicht ſchon Nebenlinie, und dann iſt es ſchade für Dich; Du wirſt viel zu leiden bekommen. Ich bin eine Zeugung der fruchtbaren Uranfänglichkeit mit dem einzigen echten Wert des Lebens, dem Willen. Ich bin ein Vulkan der Urſprünglichkeit. Ich brenne auf, bewege und zertrümmere. Du meinſt, das Sediment Deiner Jahrtauſende ſei unüberwindlich; aber ich lache hell und ewig friſch in das Sickern Deiner Vergänglichkeit. Liebe Weisheit Salomonis und Lied von der Eitelkeit: wir wollten es ſo. Wir erwogen und bauten.

Es dauerte freilich länger, als Trieb und Blüte

aller Sinne zuſammengenommen, denn es war hervorragend ſchwierig, wie Du Dich erinnern ſollteſt. Doch ſtellten wir nun die höchſten Lebeweſen dar, die es gab. Und wir kannten einander, Du mich und ich Dich, und fraßen einander nicht mehr auf, ſondern nährten uns verſtändig an uns vorbei von unſerer Wurm- und Käfervergangenheit. Ach weißt Du, und eines Tages krochen wir ans Land in die Sonne, die dort ſchien. Auf unſern Floſſen krochen wir aus dem Waſſer, weil uns die Unternehmung ſo trieb. Es war wunderbar und ſehr unheimlich in der Sonne. Man hielt es nicht lange aus darin. Man wurde trocken, ganz trocken, bekam auf einmal eine entſetzliche Angſt und mußte ſchleunigſt wieder ins Waſſer. Aber man kam natürlich darauf zurück und gewöhnte ſich mit der Zeit daran. Und ſchließlich blieb man ganz auf dem Land, weil es da für die Sinne mehr Entgegenkommen gab. Wir fingen an, eine Menge zu merken im offenen Raum. Bis zum Denken hatten wir ja noch mehrere Doppelreihen von Zeitläuften; jedoch wir wollten auch das, und darum kam es. Inzwiſchen hüpften wir als rieſige Eidechſen auf der grünen Erde herum zu unſerm eigenen großen Schrecken. Wir probierten es mit der Luft und flogen als gigantiſche Vögel und Fledermäuſe über die Steinkohlenwälder. Allein es war uns nicht recht wohl

dabei; wir hatten nicht das gemeint. Wir kamen auch bald davon ab und ſuchten andere Wege. Wir wurden wieder mehr innerlich. Den Blutkreislauf hatten wir ſchon erfunden und das Geheimnis der gleichbleibenden Temperatur. Nun hörten wir auch auf, Eier zu legen, und brachten unſere Zukunft frei lebendig ans Licht. Inzwiſchen brachen die Greuel der Eiszeit über uns herein, und da gab es ſchlimme Jahre. Wir hatten Mühe, uns weiter zu bringen, Hedwig, ewige Verzagtheit. Wir waren verſchiedenemal daran, wieder über uns herzufallen, und es hing an einem dünnen Faden, ſo wären wir ins brüllende Elend zurückgeſunken miteinander. Jedoch wir hielten uns. Wütend hielten wir uns an unſerm Willen. Und eines Tages gerade da hatten wir unſer erſtes echtes Hirn fertig, mit der Anſchauung darin vom Leben im Raum.

Nun geſchah etwas Sonderbares. Jedes von uns meinte, das andere habe dieſen Raum gemacht mit allem, was ſich darin regte, und ſei Gott. Weil es doch wieder ſo wunderbar war und ſo ſehr unheimlich. Und weil wir nun unſere Einſamkeit merkten und uns fürchteten. Wir fielen voreinander nieder, und riſſen uns in ſelbſtmörderiſchen Leidenſchaften die Adern auf. Wir bauten uns im Gewitterfrühling der ſchwermütigen Lebensauffaſſung Altäre und beteten

uns an, und eines bat das andere, daß es ihm leben helfe. Du nanntest mich eine Weile in Palästina Jehovah, und errichtetest mir auf dem Berg Zion einen Tempel von Zedernholz, und überzogst ihn inwendig mit lauterm Gold. Das Gold war Parwaim-Gold; jedoch ich erfuhr es erst lange nachher. Und ich verehrte Dich am Ganges als das Brahman, fiel immer wieder in das bittere Leid des Dualismus zurück, und verstrickte mich immer von neuem im Formalismus der Anbetung. Es war ein Übergang, eine Station an der Straße der absoluten Intelligenz, zu der wir durch die Regen- und Sonnenzeiten der Jahrtausende geduldig und geplagt und manchmal wütend vordringen. Jetzt kennen wir uns und beten uns nicht mehr an, und reden nicht mehr in der dritten Person von uns wie die Kinder. Wir wissen auch: im Anfang war der Wille, und dann kam der Schmerz. Aber unsre Leidenschaft ist nicht kleiner, als da wir im warmen Wasser schwammen, und unsre Not ist sich gleich geblieben, nämlich die groteske Welteroberernot der Selbsterkenntnis. Wir wollen. Das ist alles. Wir wissen nicht, warum. Wir wissen nicht, was. Wir wissen nicht, wohin. Wir suchen auf allen Wegen. Wir werden groß im Suchen. Wir werden weise in der Urnot des Seins. Und unsre Leidenschaft erhält uns in der Sittlichkeit des tätigen

Lebens, Hedwig, Geheimnis des Andern, Urquell des Leides.

Nein, frage nicht. Ich will nicht antworten. Ich will nur reden. Ich will ausſchwärmen und Grenzen zerſtören. Wer darf mir Fragen ſtellen? Der iſt nicht im Daſein, der mich außer mir ſelber anreden könnte: „He, wer biſt du eigentlich?“ Ich bin Frage und Antwort. Ich bin eine Artillerieſchlacht der Erkenntnis im vollen Gang. Ich bin Freund und Feind, und nachher bin ich der verräteriſche Friede und der tückiſche Überfall. Ich überrumple mich ſelber. Ich liſte mir Bekenntniſſe ab. Ich breche mir jede Treue und erhalte Auskünfte dafür.

Das volle Licht der Welt fällt auf mich und wirft meinen Schatten in meine innern Räume. Es wirft auch einen Schatten von mir auf die Erde zu meinen Füßen; allein das bedeutet eine Ablenkung und eine Verſuchung zur Nichtintelligenz; es iſt nur der Schatten des Apparats. Wahrſcheinlich iſt der Innenſchatten auch gar kein Schatten, ſondern vielleicht das Negativbild der Erſcheinung. Ich werde ihm noch auf die Weſenheit kommen. Vorderhand habe ich ihn zum Hauptmann und Favoriten über die Formen gemacht, weil er die erfahrenſte Botſchaft hat und die geſchätzteſten Ausweiſe. Er ſagt zu mir: „Sein, das

iſt Wille!“ und ſieht mich an. Das kann er. Wenn ich ihm dann ins entſchleierte Auge blicke, ſo geht durch meinen Intellekt ein reines Gedenken. Sein Auge ſchwebt hell in ſeiner Höhle, eine Mitternachtsſonne, heraufgeſtiegen aus dem ſeligen Abgrund des Wiſſens, und der Glanz vom niegeſehenen Allbekannten liegt darauf. Mein Intellekt erinnert ſich im Bann dieſes Sonnenauges an die blauen Wachtfeuer ſeiner Ewigkeit, an die Geſtalten des Hellen und des Dunklen, die mit ihrer Stirne einander ſtoßen, und an die beiden Ozeane des Weltkalten und des offen Glühenden, die gegeneinander branden, als ob ſie Feinde wären. Er erinnert ſich an lichtloſe unausſprechliche Qualen, erlitten in den Fröſten der erſten Verlaſſenheit, und an ſehnſüchtige Weltenwanderungen unter dem Glanz ſterbender Blitze und den hoffnungsſchweren Sturmflügeln der Ahnung; aber ich merke nun, daß er die erſten Millimeter gekrochenen Weges damit meint und den erſten halben Zweifel an der Endgültigkeit ſeiner Fünfſinnenwelt. Das Ich, weiß ich, das iſt das Unbeſiegliche über der Niederlage, das Geheimnis des Lebens im Hirn, das immer noch Namenloſe, das — zugleich Anfang und Ende — in ſeinem Kreis alle Kreiſe der Möglichkeit ausmißt, am Schluß von einem Duft erhaſcht mit dieſem verweht, wer weiß in welchem Traum, um ſich, wenn

ſeine Zeit wieder erfüllt iſt, aufs neue zu erheben, wer weiß auf welcher Bahn.

Wenn ich die große Gebärde des Meeres betrachte und erwäge, ſo nenne ich das Atmen und Wogen Wille, und mein Intellekt ſtimmt mir bei mit einer Regung unausſprechlicher Leidenſchaft. Das wonnige Blühen eines Pfirſichbaumes nenne ich Ich, und das meine reckt im Vorbeiwandern die Arme danach: „Bruder, Schweſter, nun biſt du auch ſchön!“

Dieſes iſt mein Glaube: was ich will, das werde ich ſein. Das Univerſum iſt meine Form.

Dieſes iſt meine Leidenſchaft, mit der ich hinter der Erſcheinung herfahre: nie weiß ich, wer ich bin.

Nie weiß ich, wer ich bin. Ach, daß ich der Einzige ſein muß!

Aber das macht meine Größe aus, Hedwig, Urquell des Leides, Geheimnis des Andern, das im Spiegel wohnt, ewige Liebesverlockung.

Das macht meine Größe aus!

Ende

Buchdruckerei Roitzsch, Albert Schulze, Roitzsch.

Werke von Jakob Schaffner

Die Erlhöferin

(Fiſchers Bibliothek zeitgenöſſiſcher Romane, Band 2)

Man braucht nicht aufzuhören oder beſſer gar nicht anzufangen, wenn man die Schönheiten dieſes Buches ſchildern will. Man muß es einfach leſen. Und dann wird man es wieder leſen, wird die Schwächen immer mehr zurücktreten ſehen und die Feinheiten immer mehr ſchätzen, von der Wahrheit und Originalität der Anſchauung an bis ins Kleine des Ausdrucks. „Hier geſchah es einmal, daß die Welt ſich gefällig wandelt und verſchob, bis ſie dem Bild gleichkam, das eine junge Seele ſich von ihr entworfen hatte.“ Was ſteckt nur alles in dieſen paar ruhig ſchlichten Worten, wie viel Erleben, wie viel Schauen, wie viel echtes Glück. Und das nicht nur im Dichter, ſondern auch in uns, vor deren eigenem Leben hier etwas wie ein Vorhang auf=geht.

Alſo: ſchon in der „Erlhöferin“ kündet ſich Ja=kob Schaffner als ein prächtiges Talent an, und jeder, der dieſen kleinen Roman in die Hand nimmt, wird ſich dadurch beglückt und innerlich be=rührt fühlen. Er wird dann mit vorahnendem Ver=gnügen auch nach des Dichters zwei weiteren Bänden, dem Roman „Irrfahrten“ und den Novellen „Die Laterne“ greifen. Daß er auch da Freude und tiefe Entzückungen erleben wird, haben wir in unſerem Blatte ſeinerzeit ausführlich dargetan.

(Nationalzeitung, Baſel)

Irrfahrten

Roman. Zweite Auflage. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Ein behäbiger ruhiger Humor und ein stilles Lachen durchschimmert die bunte Erzählung, deren Stil gleichmäßig hinfließt, aber stellenweise wie herausgemeißelt ist aus einem Marmor mit warmen Adern. Es steht eine Goldsucher- und Indianergeschichte drin, die mit den Indianerbüchern unserer Kindheit nur den Stoff gemeinsam hat, und eine ehrsame Handwerksgeschichte, die an die besten Bücher von Wilhelm Raabe erinnert. Dabei steckt das Buch so voll Eigenart und Persönlichkeit, daß wir uns des starken launigen Erzählers nur herzhaft freuen können, den wir in Jakob Schaffner haben.

(Münchener Zeitung)

Die Laterne

Novellen. Zweite Auflage. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Der Novellenband wird eingeleitet von einer Erzählung „Grobschmiede", und sie ist das Schönste, was ich seit langem gelesen habe. Mit einer schalkhaften Innigkeit, einer treuherzigen Wärme, einer festen Behaglichkeit wird der durchaus nicht ungewöhnliche Stoff ausgebreitet und vorgetragen, daß man in allen Tiefen entzückt ist; die ganze Herzlichkeit unserer liebsten deutschen Meister dringt dabei auf uns ein, und am Ende hat man das Gefühl, daß man etwas wundervoll Frohes und Schönes erlebt hat . . . Würde diese Erzählung in den Werken Gottfried Kellers stehen, so würden wir sie zu dem Schönsten rechnen, was dem Meister gelang.

(Velhagen & Klasings Monatshefte)

Princeton University Library
32101 067515054